



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Luzifers Tränenbecher

Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250



Luzifers Tränenbecher

John Sinclair Nr. 817

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 01.03.1994

Titelbild von Garciolo

Sinclair Crew

Luzifers Tränenbecher

Es war der Erzengel Michael, der sein Schwert erhob, um es gegen Luzifer zu führen, dem Willen des Allmächtigen folgend.

Der Engel stieß den Widersacher in die Tiefen der Verdammnis, wo nun das Heulen und Zähneknirschen begann und die ewige Kälte zu Hause war. Eine gewaltige Dämonenbrut stürzte mit ihrem Anführer hinab, und es wurde das gegründet, was man als Hölle bezeichnet.

Luzifer hatte verloren, seine Dämonen hatten verloren. Luzifer weinte.

Bittere Tränen flossen aus seinen Augen. Er war der erste Mächtige, der weinte, und er war noch immer beliebt bei seinesgleichen. Man fing seine Tränen auf und verwahrte sie in einem Becher.

So wurde Luzifers Tränenbecher der Legende nach geboren…

»Hören Sie, Kommissar, wir können die Bude stürmen und alle hochnehmen, die sich in den Räumen befinden.«

Der angesprochene Kommissar Harry Stahl schüttelte den Kopf.

»Nein, Müller, das machen Sie nicht. Wir gehen genau nach Plan vor. Ich will nicht unnötig riskieren, dass jemand verletzt wird.«

»Verstehe, Kommissar. Es bleibt dann so, wie wir es besprochen haben.«

»Genau.«

Müller zog sich zurück. Harry wartete, bis die Tür hinter ihm zugefallen war, dann trat er ans Fenster und schaute in den Hinterhof, der von leerstehenden, alten Wohnhäusern umgeben war. Sie sollten in den nächsten Monaten abgerissen werden. Die Bewohner hatten neue Unterkünfte erhalten.

Der leere Hof lag für die Bande, die er jagte, ideal. Ideal für sie war auch der große Anbau, der noch zuzeiten der DDR hochgezogen worden war und ziemlich mies aussah. Doch für bestimmte Zwecke eignete er sich hervorragend.

Zum Beispiel als Versteck für Diebesgut. Kommissar Harry Stahl und seine Kollegen waren hinter einer Antiquitäten-Mafia her, die sich vor allen Dingen in den neuen Ländern etabliert hatte und dank guter Verbindungen auch alte Möbelstücke aus dem Osten heranschaffte.

Bei dieser Bande lief nichts auf dem normalen Weg. Die wertvollen Stücke wurden irgendwo geraubt. Die Männer arbeiteten mit Drohungen, auch mit Gewalt, und angeblich sollten drei Morde auf ihr Konto gehen.

Stahl und eine Sonderkommission hatten monatelang ermittelt, bis sie das Hauptquartier der Bande in einem Hinterhof mitten in Leipzig entdeckt hatten.

Von Harrys Leuten waren einige der leerstehenden Wohnungen besetzt worden. Hinter den beinahe blinden Fenstern versteckt, behielten die Männer den flachen Anbau im Auge, der als Lager diente.

Allmählich kamen Harry Zweifel, ob er alles richtig eingeleitet hatte. Die Ruhe passte ihm überhaupt nicht. Es parkte nicht ein Lieferfahrzeug auf dem Hof. Alles war leer und tot. Menschen hatten sich nicht eingefunden. Jedenfalls war von ihnen nichts zu hören.

Der Kommissar überlegte. Er stand so am Fenster, dass er zwar hinausschauen, aber selbst nicht gesehen werden konnte. Den Anbau hatte eine breite Tür. Die Fenster des Gebäudes waren klein.

Er hatte auf diesen Einsatz hingefiebert, nun aber wuchsen seine Zweifel. Es gefiel ihm gar nichts mehr. Dazu kam auch die drückende Schwüle, die schon seit zwei Tagen wie eine Decke aus Blei über Leipzig lag und die Bewegungen von Mensch und Tier regelrecht einschläferte. Erst der lange Regen, nun die Schwüle. Stahl wünschte

sich, in Urlaub gehen zu können, aber es gab einfach zu viel zu tun, und er arbeitete nicht nur an diesem einen Fall.

Müller meldete sich über Funk. »Sieht nicht gut aus, Kommissar.«

»Wie meinen Sie?«

»Die Vögel sind wohl ausgeflogen.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Ganz einfach, Kommissar. Wir beobachten die kleinen Fenster mit unseren Gläsern und haben nicht eine Bewegung hinter ihnen entdecken können. Wenn sich ein Mensch in diesem Anbau aufhält, dann hätten wir ihn entdecken müssen.«

Stahl sagte nichts, aber auch er fürchtete, dass die Bande Lunte gerochen hatte.

»Sollen wir noch warten, Kommissar?«

»Sicher.«

»Und dann stürmen?«

»Nein!«

Nach dieser Antwort hörte der Kommissar Müller überrascht atmen. »Aber warum wollen Sie denn nicht…?«

Er ließ Müller nicht ausreden. »Ich werde den Anbau allein betreten.«

»Allein?«

»So ist es!«

Müller wollte protestieren, was Harry deutlich merkte, aber er ließ es nicht dazu kommen. »Ich habe hier das Kommando.«

»Natürlich, Kommissar. Aber wir dürfen Ihnen doch den Rücken freihalten, nehme ich an.«

»Das können Sie!«

»Wann werden Sie gehen?«

Harry Stahl schaute auf die Uhr. »In genau fünf Minuten setze ich mich in Bewegung.«

»Gut, Kommissar, keine Einwände.«

»Ich melde mich, wenn ich im Anbau bin.«

»Wir warten!«

Der Kommissar steckte das flache Gerät wieder in die Tasche zurück und atmete tief durch. Trotz der Ruhe war ihm nicht wohl. Er schwitzte. Mit dem Taschentuch wischte er sich den Schweiß von der Stirn, die Feuchtigkeit blieb trotzdem. Er hätte sein Jackett am liebsten ausgezogen und es in die Ecke geworfen. Es ging nicht. Er musste es tragen, um seine Waffe zu verdecken.

Die fünf Minuten waren fast um, Stahl warf noch einen letzten Blick in den Hof, in dem sich nichts tat, dann drehte er sich um und ging zur Tür. Er durchschritt dabei einen verhältnismäßig großen Raum. Die Türen waren hoch, und die alten Bohlen ächzten unter seinem Gewicht.

Im Flur stoppte er.

Auch hier stand die Luft. Die Wände waren dunkel und mit Parolen beschmiert. Euphorische Worte, die kurz nach der Wende hingekritzelt worden waren.

Stahl näherte sich der Hintertür und zog sie auf.

Er betrat den Hof noch nicht, sondern schaute sich um. Er schaute auch zur Einfahrt, die eine Verbindung zur Straße herstellte. Von dort hörte er die Geräusche. Autos fuhren vorbei. Mal hupte jemand, oder es klang der Ruf einer Stimme auf.

Völlige Normalität.

Harry hätte zufrieden sein können und wunderte sich darüber, dass er es nicht war. Hier lief alles anders, dieser Fall war einfach nicht in den Griff zu kriegen.

Harry kam sich vor, als würde er neben sich stehen. Das war keine gute Ausgangsposition für ihn, denn er musste konzentriert bleiben.

Er zerrte die Tür auf. Das Kratzenstörte ihn, aber keinen anderen.

Da war niemand, nicht im Freien und auch nicht in diesem verdammten Anbau. Der gesamte Einsatz drohte zu einem einzigen Fehlschlag zu werden.

Harry wusste, dass ihn die Männer der Sonderkommission beobachteten und sofort eingreifen würden, wenn es notwendig war.

Danach sah es nicht aus. Stahl ging über den leeren Hof. Er versuchte, seine Schritte so leise wie möglich zu halten. Seine Augen bewegten sich, die Waffe steckte in der Halfter.

Es war nicht abgesprochen, dass es jemand allein versuchte. Doch es war einfach über ihn gekommen, wie eine Botschaft, was er Müller, dem Chef der kleinen Truppe, nie hätte begreiflich machen können.

Harrys Blick war auf den Anbau gerichtet. Er sah den grauen Putz, der nicht mehr überall gehalten hatte, er sah die grauen Mauern, die blinden Scheiben. Dann blieb er vor der Tür stehen.

Abgeschlossen oder nicht? Harry probierte es.

Eine alte Klinke ließ sich nur schwerfällig nach unten drücken. Vor der Tür lag Papier, alte Zeitungsstücke, um die sich niemand gekümmert hatte.

Die Tür bewegte sich nach innen. Harry hatte den Eindruck, als würde ihm ein Halbdämmer entgegenwallen, seine Augen mussten sich erst an die neuen Lichtverhältnisse gewöhnen. Eine Hand hatte er auf den Griff seiner Dienstwaffe gelegt, die er allerdings nicht aus der Halfter zog. Es bestand keine Gefahr.

Er betrat den Anbau und wusste bereits nach der ersten Sekunde, dass er hier richtig war.

Volltreffer!

Es gab nur diesen einen Raum, der aber war mit Antiquitäten aller Art regelrecht vollgestopft worden, wobei dem Verkäufer in der Mitte ein schmaler Weg blieb. Harry ging so leise wie möglich. Er kam an

einem alten Schrank aus Weichholz vorbei und blieb stehen.

Neben dem Schrank stand ein Sessel mit geschwungenen Beinen.

Das alte Polster war zerschlissen, es musste noch aufgearbeitet werden.

Harry Stahl wusste sehr gut, dass man sein Eintreten beobachtet hatte. Müller und seine Leute warteten auf eine Nachricht. Deshalb holte er das flache Sprechgerät aus der Tasche und stellte die Verbindung zur Sonderkommission her.

Er brauchte nur zu flüstern, und schon nach den ersten beiden Worten meldete sich Müller.

»Es ist alles in Ordnung, Müller!«

»Gut. Der Bau ist leer?«

»Ja, soweit ich das überblicken kann.«

»Seien Sie trotzdem vorsichtig, Kommissar!«

»Keine Sorge, das werde ich.«

»Wie sieht es aus?«

Fast hätte Harry gelacht. Er unterdrückte es und berichtete von den zahllosen Antiquitäten. »Das sind Werte, Müller, über die wir kaum nachdenken wollen. Ich werde einen ersten Inspektionsgang unternehmen und mich dann wieder bei Ihnen melden. Sie und Ihre Männer sollten trotzdem wachsam bleiben.«

»Geht in Ordnung, Kommissar. Viel Glück.«

»Danke.« Harry steckte das flache Gerät wieder weg. Er hatte nicht gelogen, denn äußerlich war alles okay. Doch in seinem Innern hatte sich das böse und ungute Gefühl in den letzten Sekunden verdichtet. Er war darauf gefasst, eine höllische Überraschung zu erleben.

Stahl irrte sich nicht.

Plötzlich nahm er den Geruch wahr.

Blut und Moder!

***

Harry Stahl zischte unbewusst beim Ausatmen.

Blut und Moder!

Er wollte es nicht wahrhaben, hoffte auf einen Irrtum.

Nein, es roch tatsächlich so.

Harry spürte eine Gänsehaut auf seinem Rücken, die sich regelrecht festgefressen hatte. Er hoffte noch, dass irgendwo in den Ecken tote Ratten oder Mäuse lagen, doch daran glauben wollte er selbst nicht.

Er ging weiter.

Der Geruch verstärkte sich noch, sodass Harry davon ausgehen musste, dem Ziel näher zu kommen, bis er den Schrecken schließlich entdeckte.

Er fand den Toten im Gang. Dabei nahm die Leiche beinahe die gesamte Breite ein. Sie hatte eine hockende Stellung eingenommen

und lehnte mit dem Rücken an einer alten Biedermeier-Kommode.

Der Mann trug eine Hose, eine Jacke und darunter ein Hemd. Die linke Hand lag auf seinem Schoß, weil der Arm angewinkelt war.

Seine rechte hatte den Platz neben seinem Körper gefunden und lag in einer dunklen Blutlache, die von fetten Fliegen umkreist wurde.

Das Gesicht des Toten konnte Harry nicht erkennen, weil der Kopf nach vorn gesunken war. Er sah nur das dichte schwarze Haar. Er bückte sich, um den Kopf behutsam anzuheben.

Dabei sah er die Wunde. Sie stammte von einer Stichwaffe, wahrscheinlich einem Messer. Es hatte den Mann sehr hoch an der Brust und auch im Hals getroffen. Stahl konnte nicht erkennen, wie oft zugestochen worden war.

Die Leiche war kalt. Wie lange sie schon hier lag, konnte Harry nicht sagen, das musste ein Arzt feststellen. Er schaute sich das Gesicht näher an und stellte fest, dass er den Mann nie zuvor gesehen hatte.

Harry durchsuchte die Taschen. Einen Ausweis fand er nicht.

Er stellte sich wieder hin und hatte das Gefühl, würgen zu müssen. Er merkte, dass ihm heiß und kalt zugleich wurde. Die Schauer wechselte sich ab. Sie flossen über seinen Rücken.

Harry Stahl ging weiter. Stumme Zeugen standen an den Wänden.

Allerdings nicht mehr so dicht. Er entdeckte hin und wieder Lücken, in die fahles Tageslicht fiel.

Zwischen zwei hohen Jugendstillampen, die deshalb so groß wirkten, weil sie auf Tischen standen, sah er einen Schatten. Der Kommissar schluckte. Ein weiteres Mal brauchte er nicht hinzusehen, denn er hatte erkannt, dass es sich bei dem Schatten um einen Menschen handelte.

Der zweite Tote?

Harrys Magen zog sich noch enger zusammen. Er roch seinen eigenen Schweiß, die Luft war kaum zu atmen und konnte wegen der geschlossenen Fenster auch nicht abziehen.

Harry Stahl blieb vor der Gestalt stehen. Auch hier schaute er in das fahle Gesicht eines Toten.

Der Mann war jünger als der erste, doch er war auf die gleiche Art und Weise ums Leben gekommen. Stiche in den Hals und in die Brust.

Harry fragte sich, wie viele Leichen er noch entdecken würde. Der Mörder war eiskalt und rücksichtslos vorgegangen. Er hatte den beiden Männern nicht die Spur einer Chance gegeben.

Warum?

War etwas gestohlen worden?

Harry konnte das nicht beurteilen. Dazu hätte er wissen müssen, welche Ware sich in diesem verdammten Anbau befand. Zudem hatte der Mörder keine Spuren hinterlassen. Er war gekommen wie ein tödliches Phantom und war ebenso verschwunden.

Ob noch weitere Tote in diesem Anbau lagen, wusste der Kommissar nicht. Er wollte das große Lager auch nicht allein durchsuchen. Müller und seine Leute sollten ihm dabei helfen.

Harry trat einen kleinen Schritt zurück und griff in die Tasche. Das schmale Sprechgerät wäre ihm beinahe entfallen, so feucht war seine Handfläche geworden.

Um zu sprechen, drehte er sich von dem Toten weg. Der Anblick störte ihn plötzlich.

Harry kam nicht dazu, das Gerät einzuschalten. Seine Finger erstarrten mitten in der Bewegung.

Er hatte etwas gehört.

Leise, schleichende Schritte. Sie waren von vorn aufgeklungen. Er dachte sofort an den Killer, wechselte das Gerät in die linke Hand, um mit der rechten nach seiner Pistole zu greifen, als er das Lachen und dann die leise Stimme hörte.

»Lassen Sie das bitte!«

Harry gehorchte. Er war trotzdem völlig perplex, denn zu ihm hatte eine Frau gesprochen…

***

Irgendwo in diesem verdammten Bau hatte sie ihr Versteck und den Kommissar beobachtet. Er richtete seinen Blick nach vorn, weil er sie entdecken wollte, aber sie hielt sich noch zurück und musste in einer Lücke zwischen zwei Schränken Deckung gefunden haben. Harry wusste nicht, ob er aus dieser Richtung bedroht wurde, aber er ging zunächst einmal davon aus. Seine Hand bewegte sich auf die Pistole zu, aber noch zog er die Waffe nicht.

»Lassen Sie die Waffe, wo sie ist, und stecken Sie auch das Gerät wieder ein. Sie möchten doch nicht in Versuchung geraten…«

»Verdammt, wer sind Sie?«

»Stecken Sie es weg!«

Harry tat es, auch wenn er sich dabei alles andere als wohl fühlte.

Er wusste um seine schlechten Karten und zollte diesem Wissen den nötigen Tribut.

»Sehr schön.«

»Auf das Lob kann ich verzichten. Was wollen Sie noch?«

»Sie können zu mir kommen!«

»Wie gnädig.«

»Kommen Sie schon!« In der Stimme schwang eine gewisse Ungeduld mit.

Darüber ärgerte sich der Kommissar, gleichzeitig fragte er sich, wo die Frau genau stand, denn er hatte von ihr noch immer nichts gesehen.

Er bewegte sich mit steifen Schritten. Nur wenig später sah er eine

offenstehende Tür, die in ein Büro führte. Der Kommissar musste sich auf dem Weg dorthin an zwei von der Decke herabhängenden Teppichen vorbeidrücken.

Eine Lampe stand auf einem schmalen Schreibtisch, hinter dem die Frau ihren Platz gefunden hatte. Eine Person, die im Licht saß und deshalb von Harry gut gesehen werden konnte.

Er war überrascht, und seine Gedanken rasten.

Sie wirkte wie ein Engel.

Ein glattes Gesicht, eine sehr glatte Haut. Dunkle Augen, ebenso dunkel wie das Haar. Es fiel glatt zu beiden Seiten des Kopfes bis auf die Schultern, die vom Stoff einer ebenfalls schwarzen Seidenbluse bedeckt waren. Sie war vorn ziemlich weit aufgeknöpft und zeigte viel von der dort ebenfalls glatten Haut.

Diese Person wirkte auf den Kommissar wie ein Mannequin oder wie eine der Lichtgestalten aus der Werbung, von der ein Mann nur träumen konnte.

Er blieb vor dem Schreibtisch stehen, nickte der Unbekannten zu und musste sich überwinden, die erste Frage zu stellen. »Wer sind Sie?« flüsterte er.

»Nennen Sie mich Isabell Munro.«

»Ist das alles?«

»Reicht es Ihnen nicht?«

»Nein, es reicht mir nicht«, erwiderte Harry Stahl. Er griff nach einem in der Nähe stehenden Stuhl, zog ihn an der Lehne zu sich heran und ließ sich darauf nieder. »Ich habe diesen Anbau betreten, weil ich davon ausgehe, dass er mit gestohlenen Gegenständen gefüllt ist.«

»Das mag sein.«

»Ich entdeckte zwei Männer, die ermordet wurden. Anschließend hörte ich Ihre Stimme, und jetzt sitze ich hier und frage mich, ob ich in die Augen einer Mörderin blicke, Frau Munro.«

Die Lippen zeigten ein dünnes Lächeln. »Warum fragen Sie das? Interessiert es Sie so sehr?«

»In der Tat.«

»Was ist der Grund?«

»Ich bin zufällig Polizist. Mein Name ist Harry Stahl, Kommissar Stahl, um genau zu sein.«

»Ach.« Mehr sagte sie zunächst nicht. Sie zeigte auch keine Überraschung, nur die Augenbrauen schoben sich etwas näher zusammen. »Darf ich den Grund erfahren, weshalb Sie dieses Lager betreten haben?«

In Harry stieg die Wut hoch. »Sind Sie so naiv oder tun Sie nur so, Frau Munro?«

»Warum?«

»Verdammt noch mal, all diese Gegenstände hinter mir sind gestohlen. Wir waren dieser verdammten Diebesmafia auf der Spur, und ich bin fest davon überzeugt, dass die beiden Toten zur Bande gehören.«

Isabell Munro hob die Schultern.

»Das kann ich weder bestreiten, noch kann ich Ihnen zustimmen.«

Harry ballte seine Hände zu Fäusten. Er kam sich an der Nase herumgeführt vor. »Soll ich Ihnen das tatsächlich glauben?«

»Warum nicht?«

»Warum nicht?« schrie er. »Warum nicht? Sie sitzen hier und tun so, als wäre nichts geschehen. Wollen Sie denn im Ernst behaupten, Sie wissen von den Leichen nichts?«

»Wenn es so wäre…«

»Würde ich Ihnen kein Wort glauben.«

Isabell Munro atmete tief ein und ließ dabei ein schweres Seufzen hören. »Es tut mir Leid für Sie, Kommissar, dass Sie im unrechten Augenblick gekommen sind. Diese Leichen sind wirklich nicht interessant. Die Männer hätten noch leben können, hätten sie sich an die Regeln gehalten. Nur haben sie das nicht.«

»An welche Regeln?«

»Sie haben sich um Dinge gekümmert, die sie nichts angehen. Sehen Sie, mich interessieren die Antiquitäten nicht. Diese Typen haben allerdings einen Fehler gemacht und sind dabei einer anderen Macht ins Gehege gekommen.«

»Die Sie höchstwahrscheinlich repräsentieren.«

»Auch das stimmt.«

»Welche ist das?«

Isabell Munro schüttelte den Kopf. »Sie würden es nicht verstehen, Kommissar, glauben Sie mir.«

»Halten Sie mich für so dumm?«

»Nein, auf keinen Fall.«

Die meint es ernst, dachte Harry, denn er entdeckte in ihren Augen keinen Spott. Die ist wahnsinnig oder eiskalt. Eventuell auch beides, das kann man nicht wissen. Überhaupt kam ihm diese Begegnung recht verrückt vor. Er saß im Hinterraum eines mit Diebesgut gefüllten Anbaus, unterhielt sich mit einer fremden Person, die höchstwahrscheinlich eine gefährliche Mörderin war, und nicht weit entfernt warteten die Männer der Sonderkommission auf ihren Einsatz.

Zudem passte dieser Raum nicht zum Lager. Bis auf den Schreibtisch, die beiden Stühle und einen geschlossenen Metallspind gab es keinerlei weitere Einrichtungsgegenstände. Die Wände waren von einer Tapete bedeckt, und an der Decke waren Risse zu sehen, als stünde sie kurz vor dem Einsturz.

»Sie wissen, was ich in meiner Eigenschaft als Polizist tun muss?«

»Sagen Sie es mir!«

»Ich werde Sie festnehmen müssen.«

Isabell Munro schaute ihrem Besucher für einige Sekunden in die Augen. »Das meinen Sie?«

»Ja.«

Sie lächelte. »Und Sie trauen sich zu, mich einfach zu verhaften?«

»Sonst wäre ich nicht gekommen.«

»Kommissar«, erklärte sie mit ruhiger, aber leicht drohender Stimme, »ich möchte Sie warnen. Sie sollten den Bogen auf keinen Fall überspannen. Ich halte Ihnen zugute, dass Sie nicht wissen, worin Sie sich hier einmischen, aber warnen muss ich Sie trotzdem.«

Harry hob die Schultern. »Sie können mir ja erklären, was hier abläuft. Ich bin lernfähig.«

»Nicht in diesem Fall.«

»Machen wir die Probe aufs Exempel.«

»Tut mir Leid.« Die Frau blieb hart.

Aber auch Harry Stahl. Er war hergekommen und hatte das Grauen entdeckt. Er konnte nicht so einfach zwei Leichen vergessen. So etwas war nicht möglich. Er musste seiner Pflicht nachkommen.

»Ich möchte Ihnen gern Ihre Situation erklären, Frau Munro.«

»Bitte, ich höre.«

»Sie sehen mich zwar allein vor sich sitzen, aber ich bin nicht allein gekommen. Wir haben damit gerechnet, eine Bande vorzufinden, und haben uns entsprechend abgesichert. In der näheren Umgebung wartet eine Sondertruppe auf meinen Einsatzbefehl. Sie wird auf meinen Ruf hin hier erscheinen und Ihnen keine Chance geben, Frau Munro. Das muss Ihnen klar sein.«

Ihr Lächeln zeigte nun Spott. »Da fahren Sie aber ein schweres Geschütz auf.«

Gelassen schaute Isabell Munro zu, wie Harry sein flaches Sprechgerät aus der Tasche holte.

»Die Männer warten auf eine Nachricht von mir. Noch ist es Zeit. Sie können aufstehen und mit mir kommen.«

Die Frau schüttelte den Kopf.

Stahl fühlte sich unwohl. Diese Frau war ihm nicht geheuer. Wenn sie die beiden Männer tatsächlich umgebracht hatte, dann musste sie mehr als kaltblütig sein. Harry fror plötzlich. Er verlor seine Sicherheit und hatte den Eindruck, in die Defensive zu sein.

Er schaltete das Gerät an.

Nichts tat sich.

Harry schluckte. Er senkte den Blick, besah sich den flachen Kasten, versuchte es noch einmal, doch auch diesmal zeigte sich kein Erfolg. Es blieb stumm.

Dann hob er wieder den Kopf.

Über den Schreibtisch hinweg lächelte ihn Isabell Munro spöttisch an. Sie sagte kein einziges Wort, aber der Kommissar hatte durch ihr Verhalten bereits eine Antwort bekommen.

Es lag an ihr, dass der Apparat nicht funktionierte.

Harry legte ihn auf den Schreibtisch, und Isabell Munro schüttelte den Kopf. »Tut's nicht?«

»Nein.«

»Seltsam.«

»In der Tat, Frau Munro.«

»Woran mag es nur liegen?«

Harry hatte Mühe, sich zu beherrschen. »Möglicherweise an Ihnen, Gnädigste.«

Die Frau musste lachen. Dann fragte sie: »An mir? Wieso ausgerechnet an mir? Das kann ich nicht nachvollziehen – tut mir Leid.«

Sie wies auf das Sprechgerät. »Es liegt vor ihnen, und es ist völlig normal. Was bringt Sie auf den Gedanken, dass ich damit etwas gemacht habe?«

»Okay, es kann ein plötzlicher Defekt sein, ich will es nicht ausschließen. Dann werden Sie eben an meiner Seite bleiben, wenn wir den Bau hier verlassen.«

»Und das glauben Sie?«

»Ja!«

»Kommissar, Sie überschätzen sich. Ich werde nicht mit Ihnen kommen.«

»Dann muss ich Sie zwingen.« Harry schaute die Person scharf an, doch Isabell kümmerte sich nicht um ihn. Stattdessen bückte sie sich und griff an die rechte Seite. Dort musste etwas vor dem Schreibtisch auf dem Boden stehen. Mit beiden Händen fasste sie zu, hob den Gegenstand an – und schaute in die Mündung der Pistole, die Harry auf sie gerichtet hatte.

»Lassen Sie den Unsinn!«

Stahl gab keine Antwort. Er starrte auf den Gegenstand, den Isabell vom Boden hochgehoben und auf den Schreibtisch gestellt hatte. Es war ein Gefäß, ein Kelch.

Ungläubig starrte ihn der Kommissar an. Er konnte nichts damit anfangen und fragte sich, weshalb ihm diese Person den Kelch zeigte. Er sah nur auf den ersten Blick hin schlicht aus. Es mochte an der Patina liegen, mit der das Metall überzogen war. Harry konnte nicht sagen, aus welch einem Material der Kelch war, ob aus Gold oder einem unedlen Metall.

Er stand auf einem runden Fuß, der ihm Halt gab. Zwischen dem Fuß und dem eigentlichen Gefäß befand sich ein schmaler Stiel. Ob sich

etwas in dem Gefäß befand, konnte er nicht sehen. Er hätte dazu schon aufstehen müssen. Harry blieb aber sitzen, doch die Pistole steckte er wieder weg.

»Was soll das?« fragte er.

Isabell umfasste den Kelch mit beiden Händen. »Ist er nicht wunderschön?«

»Kann sein.«

»Ich habe ihn lange gesucht.«

»Und hier gefunden, nehme ich an.«

»Ja.«

»Dann hat ihn die Bande in die Hände bekommen und ihn hier versteckt gehalten.«

»So sieht es aus.«

»Ist er wertvoll?«

»Unbezahlbar.«

»Darf ich dann fragen, wie alt er ist?«

Die Munro hob die Schultern. »Man kann ihn nicht datieren. Er ist sehr alt, uralt. Vielleicht so alt wie die Welt, und er ist wichtig. Er ist ein Teil aus uralter Zeit, als es auf der Erde noch nicht so aussah wie jetzt.«

»Ist er denn leer?«

Isabell Munro lächelte. Eine Hand, die rechte, löste sie von dem Gefäß, hob sie an und ließ sie wieder sinken, sodass die Finger in den Kelch eintauchten.

Harry sah, dass sie ihre Hand bewegte, und er hörte auch ein seltsames Klickern, als würden mehrere Glaskugeln gegeneinander stoßen. Er konnte sich vorstellen, dass der Kelch mit Perlen gefüllt war, und seine Spannung stieg, als die Frau ihn kippte. Nicht zu ihrer, sondern zu seiner Seite hin. Der Inhalte verteilte sich auf dem Tisch, und die Augen des Kommissars weiteten sich, als er sah, dass dort tatsächlich Glasperlen herausgerollt waren und sich auf der Platte verteilten.

Sie waren rund und trotzdem kantig. Sie rollten schwerfällig und auch nicht so weit. Sie bestanden aus Glas, waren ungefärbt, aber wenn er genau hinschaute, entdeckte er die bunten Nuancen im Innern der Perlen.

Isabell hatte das Gefäß so weit zur Seite gerückt, dass die Perlen auf dem Tisch Platz genug hatten, und sie rollten auch nicht mehr weiter. Stahl zählte sie in Gedanken durch.

Er waren genau sieben.

»Nun?« fragte die Munro.

»Tut mir Leid, ich kann Ihnen keine Antwort geben, wenn Sie das meinen. Es liegt doch sicherlich an Ihnen, mir zu erklären, was das zu bedeuten hat.«

»Wollen Sie es hören?«
»Gern!«
»Was ist mit meiner Verhaftung? Sie halten mich doch für eine Mörderin. Wollten Sie mich nicht von hier fortbringen?«
»Ich werde es später tun.«
»Wie Sie wollen, Kommissar.« Isabell lächelte vor sich hin. Dabei streckte sie die Arme aus und drehte die Hände, sodass die Handflächen über den Perlen schwebten. Sehr langsam ließ sie beide nach unten sinken, bis die Handflächen und die Perlen sich berührten.
Ihre Stimme bekam einen anderen Klang, als sie sprach. Sie war weich geworden, regelrecht träumerisch, wie bei einer Person, die zwar bestimmte Worte spricht, sich gedanklich aber in anderen Welten bewegt. »Ich für meinen Teil übertreibe nicht, wenn ich diese Perlen als den kostbarsten Schatz auf dieser Welt ansehe. Sie sind nicht nur wunderbar, sie sind einfach etwas Besonderes. Ich liebe sie, weil sie so einmalig sind. Ich kann nur immer betonen, dass ich sie lange, sehr lange gesucht habe…« Isabell bewegte ihre Hände und damit auch die kantigen Perlen. Sie klackten zusammen, und sie lauschte den dabei entstehenden Geräuschen. Für eine Weile lauschte sie dem Klacken der Perlen, und auch Harry Stahl schaffte es nicht, sich den ungewöhnlichen Klängen zu entziehen.
Sie hatten etwas Besonderes an sich. Sie hörten sich hart, zugleich aber weich und melodisch an, als wären siedabei, eine Botschaft zu vermitteln, die aus einer anderen Zeit stammte.
»Sie sind einfach herrlich, so wunderbar, und sie haben eine lange, sehr lange Geschichte hinter sich, Kommissar. Für mich sind sie ein Wunder, das Gestalt angenommen hat. Ein herrliches und einmaliges Wunder…«
Harry Stahl schwitzte. Jeder Körperteil war bei ihm eingefroren, regelrecht vereist.
Er lauschte den fremden Geräuschen. Jedes Klacken kam ihm unterschiedlich laut vor, auch irgendwie anders, als wären Töne dabei, sich zu einem Melodienreigen zu vereinen. Eine fremde Musik, die aus einer Zeit stammte, über die ein Mensch nicht mal nachdenken kann. Mit großer Mühe hob er den Kopf an, um in die Augen der schönen Isabell sehen zu können.
Ohne mit ihren Bewegungen aufzuhören, fragte sie mit leiser Stimme: »Du möchtest wissen, was diese Perlen und das Gefäß sind und was das alles zu bedeuten hat?«
»Ja, ja…!« stieß Harry hervor.
»Ich will es dir sagen. Ich will aber auch hinzufügen, dass sich dein Leben von nun an ändern wird. Es gibt für mich nichts Wertvolleres auf der gesamten Welt als das, was du hier siehst, wobei ich dir sagen muss, dass die Perlen in Wirklichkeit keine Perlen sind, sondern etwas

ganz anderes.«

»Und was, bitte?«

»Es sind die Tränen Luzifers, die er geweint hatte, als man ihn in die Verdammnis stieß. Und in diesem Becher wurden die Tränen des großen schwarzen Engels aufgefangen…«

***

Das saß!

Harry Stahl bewegte sich nicht. Er hatte die Worte genau gehört, und auf seinem Rücken hatte sich das kalte Kribbeln verdichtet. Er blieb sitzen, ohne denken zu können. Über den Schreibtisch und auch über den Becher hinweg starrte er die geheimnisvolle Frau an, die sich nicht bewegt hatte und nun fragte: »Hast du mich verstanden?«

Harry nickte.

Er wusste nicht, was er sagen sollte. Er war einem normalen Fall nachgegangen. Dass dieser ihn jedoch in ein dermaßen tiefes Loch geführt hatte, darüber kam er nicht hinweg. Harry Stahl hatte in der Vergangenheit viele unglaubliche Dinge am eigenen Leibe erlebt und erfahren müssen. Er hatte einige Male mit dem Geisterjäger John Sinclair und dessen Freunden zusammengearbeitet. Sie hatten dabei schlimme Dinge erlebt, schreckliche Fälle gelöst, und sie waren meistens nur knapp mit dem Leben davongekommen. Deshalb konnte er die Behauptung dieser rätselhaften Frau nicht einfach als Lüge abtun. Er wusste nur nicht, was er sagen und wie er reagieren sollte. Diese Eröffnung hatte ihn starr gemacht.

»Glaubst du mir?«

Der Kommissar hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Ich… ich kann es nicht sagen.«

»Es stimmt. Die Tränen Luzifers. Sie sind gesammelt worden, als er weinte. Und sie sind zu Glas erstarrt, ohne sich wieder in sein Tränenwasser zurückzuverwandeln. Doch diejenigen, die den Kelch fanden, wussten damit nichts anzufangen. Sie wolltenihn verkaufen, sie hätten sicherlich einen guten Preis dafür bekommen, aber die Tränen Luzifers sind einfach unbezahlbar, Kommissar.«

Harry Stahl war der Wirklichkeit entrückt, obwohl sie ihn noch immer umgab. Innerlich zitterte er, äußerlich aber war er ruhig und lauschte den weiteren Worten Isabell Munros.

»Die Männer wollten ihn nehmen, sie sind gekommen, um ihn zu holen. Wahrscheinlich hatten sie schon einen Kunden, aber ich konnte es gerade noch verhindern. Sie mussten sterben.«

»Dann sind Sie eine Mörderin.«

Isabell Munro lachte. »Was sind schon zwei Leichen gegen das absolut Größte?«

»Sie waren Menschen!«

»Na und?«

Das Klicken hatte aufgehört. Beide Hände der Frau lagen jetzt ruhig auf den Kugeln, aber Harry ging es dadurch nicht besser. Ganz im Gegenteil, er fühlte sich in einer Falle, und er wusste auch, dass diese geheimnisvolle Person die Macht hatte, ihn zu vernichten. Sein Blick wechselte, als Isabell ihre Hände bewegte. Er schaute zu, wie sie Luzifers Tränen mit spitzen Fingern anhob und wieder zurück in den Becher fallen ließ.

Bei jedem Aufprall hörte er das unterschiedliche Klicken. Jede Perle, die nach unten fiel, sandte einen schimmernden Reflex aus, der wie ein Blitzstrahl in sein Gehirn drang.

Die letzte Perle verschwand. Isabell nickte ihm zu. »Ich habe bekommen, was ich wollte, und deshalb werde ich jetzt dieses Haus verlassen. Zusammen mit dem Becher.«

Harry wollte etwas sagen. Er wusste ja, dass er sie aufhalten musste.

Die Frau stand auf.

Sie beeilte sich nicht einmal, schließlich hatte sie erreicht, was sie wollte. Ihr Lächeln galt dem Kommissar, dann aber verkantete sich ihr Mund. »Ich möchte dir einen Vorschlag machen. Du hast von deinen Leuten gesprochen, die hier lauern. Ich möchte, dass sie sich zurückziehen und nicht herkommen. Es ist in ihrem Interesse.«

Harry kam mit diesem Vorschlag nicht zurecht. Etwas unsicher starrte er sie an. »Bitte«, sagte er, »das Gerät…«

Isabell lächelte wissend. »Sie können es nehmen, es wird wieder funktionieren.«

Es war komisch, Harry glaubte ihr. Auf seinem Stuhl drehte er sich um und verfolgte sie mit seinen Blicken, als sie den kleinen Raum verließ. Er kam dabei nicht auf den Gedanken, hinter ihr herzulaufen und sie zu verhaften. Isabell Munro hatte ihm nichts getan, aber Harry wusste, dass sie ihm über war.

Er sah sie nur mehr schattenhaft. Die Schritte hörte er kaum noch.

Endlich griff er zum Gerät. Gespannt schaltete Harry es ein.

Es funktionierte.

»Müller, bitte melden! Müller, bitte…«.

Weiter kam er nicht.

Er hörte die Schreie, dann die Schüsse.

Harry Stahl erbleichte und schnellte dann hoch!

***

Der Mann namens Müller, ein ehemaliger NVA-Soldat mit Ranger-Ausbildung, verstand die Welt nicht mehr. Dreimal schon hatte er versucht, mit dem Kommissar Verbindung aufzunehmen, und nie hatte es geklappt.

Müller war sauer.

Müller kochte.
Die Haut auf den hager wirkenden Wangen zuckte, und auf seiner Stirn lag die Falte der Wut wie eingemeißelt.
Von einem Zimmer aus der ersten Etage schaute er in den Hof, in dem sich nichts tat. Stahl war im Anbau verschwunden, und seit diesem Zeitpunkt war bereits mehr als eine Viertelstunde vergangen.
Abermals versuchte er, ihn per Funk zu erreichen. Und wiederum bekam er keinen Kontakt.
»Scheiße, das gibt es nicht!« keuchte er. Müller wollte es genau wissen. Deshalb trat er dicht an die Scheibe heran, säuberte noch einmal einen Ausschnitt in ihr und hob den Feldstecher hoch, den er vor seine Augen hielt.
Er stellte ihn scharf, während er sich die Breitseite mit ihren Fenstern besah. Sehr nahe holte er sich die kleinen Rechtecke heran, weil er versuchen wollte, durch sie in das Innere des Anbaus zu schauen.
Müller konnte nichts Verdächtiges erkennen.
Die Scheiben waren zu schmutzig und zu klein. Was sich dahinter abzeichnete, waren nicht mehr als graue Schatten, die er nicht deuten konnte.
Er sah keine Gegenstände, keine Möbelstücke, alles verschwamm in einer Soße, und das war nicht nur bei einem Fenster so, sondern auch bei allen anderen.
Er hatte darauf gehofft, eine Spurdes Kommissars zu entdecken und wurde enttäuscht. Er war von Beginn an dagegen gewesen, dass Stahl den Anbau allein betrat, doch er hatte nichts machen können, weil ihm der Kommissar von oberer Stelle als Chef zugeordnet worden war. Ausgerechnet ihm, der er von Zivilisten nie besonders viel gehalten hatte. Das war auch nach der Wende nicht anders geworden. Müller überlegte, was er tun sollte. Im Prinzip nichts, weil er als Soldat an gewisse Befehle gebunden war. Die hatte ihm der Kommissar erteilt, und sie ließen auch an Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig.
Doch für Müller hatte sich die Lage geändert. Es war kein normaler Einsatz mehr, es hatte sich etwas getan, etwas verändert, auch wenn dies äußerlich nicht zu sehen war.
Müller wurde von Sekunde zu Sekunde nervöser. Er konnte es in diesem leeren, nach Hunde- und Katzenurin stinkenden Raum nicht mehr aushalten. Deshalb verließ er ihn und trat hinaus auf den Flur.
In der ersten Etage hatten sich seine Leute verteilt. Müller, im Range eines Hauptmanns, war ihr Chef. Wenn er den Plan veränderte und etwas unternahm, dann wollte er es auf seine eigene Kappe nehmen und nicht seine Männer noch mit hineinziehen.
Zwei Räume ging er weiter. Da er seine Schritte nicht gedämpft hatte, war er schon erwartet worden. Der Kamerad drehte sich vom Fenster weg und schaute Müller an.

Der sah an dessen Gesicht, dass etwas nicht stimmte. »Sag deine Meinung, Klaus«, sagte Müller. Wenn die Männer untereinander waren, duzten sie sich und vergaßen ihren Dienstgrad.

»Es läuft nicht so, wie wir es uns vorgestellt haben. Der Kommissar hätte sich melden müssen.«

»Das meine ich auch.«

»Okay, und was tun wir?«

Müller schaute seinen Kameraden an. Durch die schusssichere Weste wirkte er dicker, als er tatsächlich war. »Nicht wir, *ich* werde etwas unternehmen! Das nehme ich auf meine Kappe.«

Klaus Wehner nickte. »Ist gut, wir geben dir Feuerschutz.«

Müller nickte nur. Wortlos drehte er sich um und verließ den Raum. Ihm war keinesfalls wohl zu Mute, das hatte Klaus Wehner sicherlich bemerkt, doch Fragen zu stellen, gehörte sich nicht. Müller war der Chef, und er traf die Entscheidungen und trug die Verantwortung.

Die Treppe war noch vorhanden, auch wenn das Geländer sehr brüchig wirkte. Müller fasste es nicht an. Hin und wieder schaute er nach oben, als könnte er von der fleckigen und auch rissigen Decke eine gewisse Hilfe erwarten.

Im unteren Flur blieb er stehen. Nicht dass ihm Gewissensbisse gekommen wären, aber er wollte nichts unversucht lassen und es wirklich noch einmal mit einer Kontaktaufnahme versuchen.

Er hatte Pech.

Keine Antwort aus dem Gerät.

Müller sah auf seine Uhr. Schon eine halbe Stunde war vergangen.

In dieser Zeit konnte viel passieren. Da konnte ein Mensch sogar mehrmals sterben.

Als er daran dachte, krampfte sich sein Magen zusammen, und er spürte auch den Druck in der Kehle so stark wie nie zuvor. Müller hatte nie zu den Menschen gehört, die besonders stark auf ihre Gefühle achteten, aber diesmal meldete sich so etwas wie eine innere Stimme, die ihn warnte, weiterzugehen.

Er überhörte sie.

Die alte Haustür ließ sich nicht mehr schließen. Müller drückte sich hindurch und hatte kaum den ersten Schritt nach draußen getan, als er die Maschinenpistole von der Schulter rutschen ließ und die UZI in die Hände nahm.

Jetzt fühlte er sich wohler.

Auf dem Hinterhof bewegte sich nichts, nur er selbst stand für einen Moment da wie sein eigenes Denkmal, die MPi im Anschlag.

Er war es gewohnt, das Terrain zu sondieren, das tat er auch jetzt.

Doch sosehr er seine Blicke auch schweifen ließ, eine äußere Gefahr konnte er nicht erkennen.

Deshalb ging er los.

Sein Ziel war die Tür des Anbaus. Kein Geräusch war zu hören.

Müller hatte sich konzentriert. Die Laute von der Straße hatte er kurzerhand ausgeschaltet.

Die Tür rückte näher.

Sein Magen krampfte sich zusammen. Die Augen hatten sich verengt. Er starrte einzig und allein auf dieses eine Ziel, alles andere war jetzt unwichtig geworden. Der Hauptmann hielt die Waffe locker, war jedoch bereit, sofort zu schießen, wenn eine Gefahr drohte.

Müller rechnete mit allem. Und doch war er überrascht, als sich die Tür von innen her plötzlich öffnete. Sehr hastig wurde sie aufgerissen. Jetzt hätte der Kommissar erscheinen müssen, doch er stand nicht auf der Schwelle, sondern eine Frau, die etwas in den Händen hielt. Etwas, das Müller nicht identifizieren konnte.

Beide starrten sich an!

Genau in dieser Sekunde spürte der Hauptmann die Gefahr, die von dieser Person ausging. Der zwanghafte Trieb, seine MPi einzusetzen, drang in ihm hoch, doch er hatte sich unter Kontrolle.

»Aus dem Weg!« schrie die Frau.

»Nein! Sie werden…«

Ein peitschendes Lachen traf ihn. Er sah die Bewegung, mit der die Frau in diesen Gegenstand hineingriff, als wollte sie eine Waffe hervorholen, und Müller verlor in diesem entscheidenden Moment die Nerven und er drückte ab.

Müller hörte das harte Rattern der Waffe. Er hatte bewusst tief gehalten, und die Garbe zog ihre Spur über den Boden auf die Frau zu.

Der Hauptmann wollte sie nicht töten, nur kampfunfähig schießen, dazu aber kam es nicht mehr.

Es passierte etwas, das Müller beinahe den Verstand raubte. Und es geschah während einer kaum messbaren Zeitspanne.

Die Frau drehte sich einmal um ihre eigene Achse. Während sie das tat, löste sie sich auf, doch gleichzeitig entstand etwas anderes, ein weißer, milchiger Wirbel, aus dem hervor sich etwas löste und mit einer irren Geschwindigkeit auf Müller zuraste.

Er konnte nicht mehr ausweichen.

Seine Reflexe waren nicht gut genug. So stand er da, und der Dolch traf seine Kehle. Er bohrte sich tief hinein und trat an der anderen Seite mit seiner blutigen Spitze wieder hervor.

Hauptmann Müller war auf der Stelle tot. Leblos fiel er um, prallte zu Boden und blieb liegen…

***

Es war genau der Augenblick, als Kommissar Harry Stahl die Tür erreichte. Er war aus seinem Zustand der Lethargie erwacht und hatte die Pistole gezogen.

Geduckt sprang er über die Türschwelle, warf sich augenblicklich zu Boden und rollte sich herum.

Nichts geschah mehr.

Stille umgab ihn.

Harry wusste sofort, dass es eine bestimmte Stille war, die absolute Ruhe des Todes.

Er stand wieder auf.

In diesem Augenblick gellten die Stimmen der anderen Männer über den Hof. Die Soldaten standen an den offenen Fenstern. Sie hatten das Geschehen mitbekommen und waren entsetzt. Alles war so schnell abgelaufen, dass ihnen keine Chance zum Eingreifen geblieben war. Nun starrten sie auf ihren toten Hauptmann, um dessen Hals sich eine rote Krause aus Blut gebildet hatte.

Harry Stahl steckte seine Waffe weg. Er fühlte sich so schrecklich ausgebrannt, denn er gab sich innerlich die Schuld am Tod dieses Mannes.

Der Kommissar schüttelte den Kopf, als wollte er Wassertropfen aus seinen Haaren schleudern. Seine Knie fühlten sich weich an, die Beine wollten ihm kaum gehorchen, als er mit sehr müden und schleifenden Schritten auf den Toten zuging und neben ihm stehen blieb. Zugleich mit ihm erreichte auch Klaus Wehner die Leiche.

Der junge Mann war bleich wie eine Wand. In seinen Augen schimmerte es feucht. Er hatte eine harte Ausbildung hinter sich, diese Tat jedoch ging ihm an die Nieren.

Auch seine übrigen Kameraden erschienen. Sie gingen langsam und hielten die Waffen in Anschlag. Aber es gab keinen Gegner, auf den sie hätten schießen können. Einer von ihnen sicherte die Einfahrt ab, um Neugierige fernzuhalten.

Wehner fragte, indem er sich über Stirn und Augen wischte: »Haben Sie es gesehen, Kommissar?«

»Nein.«

»Aber ich.«

»Erzählen Sie!«

»Es war eine Frau, die das Haus verließ.«

Harry nickte. »Warum hat Hauptmann Müller geschossen?«

Klaus Wehner hob die Schultern. »Ich kann es Ihnen nicht sagen. Möglicherweise ist er durchgedreht, als er die Person sah. Aber es gab keinen Grund. Sie hat ihn nicht bedroht, sie griff nur einmal in den Kelch, den sie in der Hand hielt.«

»Und weiter?«

Der Blick des Sechsundzwanzigjährigen flackerte. »Was wir dann gesehen haben, glaubt uns keiner, Kommissar. Wirklich nicht.«

»Erzählen Sie es trotzdem!«

»Die Frau holte einen Dolch aus dem Kelch. Und schleuderte ihn. Da

hat auch die schusssichere Weste nichts genützt. Unser Hauptmann ist tot. Und hinterher… hinterher also …« Er suchte nach Worten, fand keine, drehte sich und schaute die anderen Kameraden an. »Verdammt, so helft mir doch!« forderte er.

»Verschwand sie?« fragte Harry.

»Ja, Kommissar. Ja, sie verschwand. Diese Person hat es geschafft, sich erst zu verändern und dann aufzulösen. Sie wurde zu einem Nebelstreif, der verwehte.«

Stahl nickte, als wäre es völlig normal. Er konnte und wollte den Soldaten nicht an dieser Stelle begreifbar machen, dass es Dinge gab, die man einfach hinnehmen musste. Trotz seiner hinter ihm liegenden ungewöhnlichen Erlebnisse betrachtete er sich noch immer als einen Laien, der Fachmann war ein anderer und lebte nicht in Deutschland.

Harry Stahl senkte den Kopf. Er schaute wie unter einem Zwang auf die Leiche. Von den Beinen her tastete er sich mit seinen Blicken höher, bis über die Brust hinweg, den Hals und…

Harry erstarrte.

Die Männer sahen, dass etwas mit ihm vorging. Sie hätten gern den Grund erfahren, doch Harry schwieg.

Hätte es an dem schrecklichen Anblick des Toten gelegen, wäre es normal gewesen. Da war aber auch noch die Waffe in dessen Kehle.

Was er da sah, war einfach unglaublich. Das konnte nicht sein, er musste einem Irrtum erlegen sein. »Es istunmöglich«, flüsterte er, »es ist nicht wahr…«

Es stimmte trotzdem. Harry konnte sich nicht selbst belügen. Die Waffe, die in der Kehle des Toten steckte, war nicht irgendeine, es war ein besonderer Dolch.

Er gehörte einem Mann, den er gut kannte.

Seinem Freund John Sinclair!

***

Harrys Atem drang wie ein Pfiff aus seinem Mund. Gleichzeitig glaubte er, im Boden versinken zu müssen. Sein gesamtes Denkgefüge war durcheinander geraten. Nichts stimmte mehr, alles war anders geworden. Wie gelangte Sinclairs Dolch in ihren Besitz?

War er es, war er es nicht?

Zumindest sah er von der Farbe her anders aus. Harry kannte ihn als eine silberne Waffe, das stimmte nicht mehr, denn Sie sah jetzt aus, als bestünde sie aus Gold oder zumindest aus Messing. Jedenfalls schimmerte sie so.

Die Zeichen jedoch waren geblieben. Dieselben, die er von Sinclairs Dolch her kannte.

Harry Stahl begriff nichts mehr. Diese Entdeckung nahm ihn noch mehr mit als die Begegnung mit der Frau. Sie hatte ihm schon Rätsel

aufgegeben, aber diese Entdeckung brachte ihn völlig aus der Bahn.
Er konnte nicht mehr hinsehen und blickte hoch.

Klaus Wehner fing seinen Blick auf. »Ist etwas geschehen, Kommissar? Können wir helfen?«

»Nein, nein, es geht schon.« Er sah wieder hin. Der Dolch steckte nach wie vor in der Kehle des Toten. War John Sinclair der Dolch gestohlen worden? Hatte man ihn einfach entwendet? Wusste John überhaupt davon? Natürlich, einen derartigen Verlust hätte er sofort bemerkt.

Oder war dieser Dolch ein Duplikat, eben genau mit den magischen Zeichen der Originalwaffe, nur dass sie jetzt auf der anderen Seite, der Seite des Bösen stand?

Harry Stahl war völlig durcheinander. Trotzdem fasste er einen Entschluss. Er wollte das tun, was eigentlich verboten war, den Dolch aus der Wunde ziehen und ihn an sich nehmen. Er musste ihn untersuchen lassen und sich vor allen Dingen mit John Sinclair in Verbindung setzen. Der Geisterjäger wusste sicherlich nicht, wo sich seine wichtige Waffe befand.

Harry Stahl bückte sich und streckte den Arm aus. Er wollte den Dolch an seinem Griff umfassen, um ihn aus der Wunde zu ziehen.

Stahl fasste zu – und griff ins Leere!

Der Dolch war verschwunden. Er hatte sich ebenso wie Isabell Munro in Luft aufgelöst…

***

Hätte ich anderen Personen von meinem Vorhaben erzählt, so hätten diese mich für verrückt gehalten. Denn ich wollte mich mit meinem Erzfeind treffen – Asmodis, auch Teufel oder Satan genannt.

Es war wieder eine dieser Situationen, die ich nicht überblicken konnte, denn der Wunsch war nicht von mir ausgegangen, Asmodis hatte sich mit mir in Verbindung gesetzt und hatte sich als so wichtig aufgeplustert, dass ich nicht an eine Falle glaubte. Meiner Ansicht nach schien Asmodis Probleme zu haben, bei deren Lösung ich – ausgerechnet ich – ihm zur Seite stehen sollte.

Daran wollte ich nicht glauben. Dennoch war ich gefahren. Ein *date* mit dem Teufel hat man nicht alle Tage.

Aber wie trifft man den Teufel? Wann und wo kann man ihn sprechen? Eine völlig verdrehte Situation, die auch der Sommerwind an der Themse nicht aus meinem Hirn blasen konnte. Wie ein einsamer Spaziergänger bewegte ich mich durch die Dämmerung am Ufer des Flusses entlang und wartete auf einen Kontakt mit ihm.

Er würde kommen, hatte er mir gesagt. In welcher Gestalt Asmodis auftrat, wusste ich nicht.

Suko verfolgte meinen Weg in einergewissen Distanz. Er bewegte

sich nicht weit entfernt, war allerdings für mich unsichtbar, denn ein dichter Strauchgürtel oberhalb der flachen Uferwiese verbarg ihn.

Links von mir lag der Fluss. Es war in diesem Sommer heiß gewesen, aber es hatte auch geregnet, deshalb war der Wasserstand normal. Ich wanderte über feuchtes Gras hinweg, das auf dem weichen Boden wuchs.

Londons Kulisse hatte ich hinter mir gelassen. Ich befand mich nahe an Schloss Windsor.

Wir hatten keinen bestimmten Punkt ausgemacht. Ich beschränkte mich auf eine Strecke von knapp vierhundert Yards, die ich abschritt, wobei ich sekündlich damit rechnete, dass Asmodis erschien.

Suko hielt sich gut versteckt. Wir konnten miteinander Kontakt aufnehmen, denn die Sprechgeräte steckten in unseren Taschen. Wir glaubten beide nicht daran, dass uns Asmodis draufsetzen würde.

Einer wie er sondierte die Lage gern und ging auf Nummer Sicher.

Mein Gerät meldete sich mit einem leisen Piepton. Ich holte es aus der Tasche und stellte die Verbindung her. »Hast du ihn gesehen, Suko?«

»Nein, alles ruhig.«

»Tatsächlich?«

»Schau mal auf den Fluss. In seiner Mitte tanzt ein Licht. Kann ein Reflex von einem Schiff sein, ich weiß es aber nicht.«

»Okay, bleib dran.« Ich blieb stehen und drehte mich. Der Fluss wälzte träge durch sein Bett. Ein breiter Strom, der in der Dämmerung eine noch dunklere Farbe angenommen hatte. Es fuhren nicht mehr viele Schiffe, aber ihre Positionsleuchten ließen auf den Wellen tanzende Reflexe erscheinen. Was Suko da gesehen haben wollte, konnte ich nicht nachvollziehen. Für mich sahen die Lichter normal aus.

»Tut mir Leid, aber mir ist nichts aufgefallen.«

»Dann habe ich mich wohl geirrt.«

»Nein, hat er nicht!«

Ich erschrak, als ich die Stimme hörte. Sie klang sanft und schneidend zugleich, als wäre sie die scharfe Seite eines Messers, die durch ein Stück Haut gezogen wurde.

Ich drehte mich, weil der Klang aus den Fluten gestiegen war, und aus ihnen drehte sich eine Gestalt hervor, die mit dem Teufel, den man von Bildern her kannte, weil Menschen ihn sich so vorstellten, überhaupt keine Ähnlichkeit hatte.

Er war da, und er wirkte auf der einen Seite unscheinbar, grau – wie jemand, den man sieht und rasch wieder vergisst.

Er hielt Distanz, denn er wusste, dass ich eine Waffe bei mir trug, die ihm gefährlich werden konnte. Er durfte das Kreuz keinesfalls unterschätzen.

Ich wusste nicht, ob er aus dem Wasser geklettert oder aus der Luft gefallen war. Jedenfalls war er erschienen wie ein Geist, der sich materialisiert hatte.

Hatte er ein Gesicht? Obwohl ich in seiner Nähe stand, konnte ich es nicht erkennen. Sein Kopf verschwamm in einem Grau, über dem die Dämmerung wie ein dichter Schal lag.

Hinter ihm rauschte das Wasser. Mit glucksenden und klatschenden Geräuschen liefen die Wellen am Ufer aus und spülten gegen die Hacken des Teufels.

»Also?« sagte ich.

Er lachte. Das Gelächter kannte ich. Es hörte sich metallen an, es war nicht freundlich, und ich wusste auch, dass Asmodis es kaum schaffen würde, freundlich zu sein. Zumindest nicht gegen mich, da er mich nicht auf seine Seite ziehen konnte.

»Überrascht?«

Ich hielt weiterhin Distanz zu ihm, hob meine Schultern und gab ihm eine Antwort, die ihm wohl nicht passte. »Nein, wir waren ja verabredet.«

»Richtig.«

»Ich wollte nichts von dir.«

Die Schattengestalt kicherte. »Ja, du wärst nie auf den Gedanken gekommen, dich mit mir zu treffen. Aber es gibt Situationen, da sollte man über den eigenen Schatten springen.«

»Ich bin es bereits. Einen derartigen Abend hätte ich mir auch anders vorstellen können, zumindest in netterer Begleitung und nicht in deiner Gesellschaft.«

»Du wirst anders darüber sprechen, wenn ich dir den Grund unseres Treffens mitgeteilt habe.«

»Um was geht es also?«

»Um einen Tränenbecher!«

Asmodis amüsierte sich, als er sah, wie ich nach Luft schnappte, bevor ich den Kopf schüttelte. »Noch einmal. Um einen Tränenbecher geht es?«

»Ja.«

»Der gefüllt ist?«

»Auch.«

»Mit Tränen?«

»Wir kommen der Sache näher, Sinclair.«

»Dann folgt die nächste Frage. Wer hat diese Tränen denn geweint? Du bestimmt nicht – oder?«

»Nein.« Asmodis bewegte sich zitternd auf der Stelle, was mir wiederum klarmachte, wie unsicher er sich selbst war. Dieser Tränenbecher konnte ihn in Schwierigkeiten bringen, sonst hätte er sich bestimmt nicht an mich gewandt. »Es ist sehr lange her, und die

Menschen haben viele Legenden darum gestrickt.«

»Komm zur Sache!«

»Es war Luzifer, der die Tränenweinte, als man ihn in die Tiefe stürzte. Er hatte den ersten Kampf verloren, er trauerte darüber, aber es gab Freunde, die seine Tränen in einem Gefäß auffingen, wo sie zu sieben Perlen kristallisierten. Das ist im Prinzip alles.«

»Und ich soll es dir glauben?«

»Du wirst es müssen.« Er lachte mich an. »Niemand hat mehr mit Luzifers Tränenbecher gerechnet, aber er ist wieder aufgetaucht. Er hat die Zeiten überdauert.«

»Hast du ihn geholt?«

»Wäre ich sonst hier?«

Ich hatte schnell geschaltet. »Das heißt, du würdest ihn gern in deinen Besitz bringen.«

Sein Gesicht leuchtete plötzlich heller. Auf den Lippen sah ich ein faunisches Lächeln, dann nickte er. »Sicher hätte ich den Becher gern. Er ist sehr wertvoll.« Ich wollte etwas sagen, doch er redete schnell weiter. »Und er darf keinesfalls in die falschen Hände geraten, verstehst du?«

»Nein.«

»Ach, Sinclair, vergessen wir mal, was wir miteinander haben oder nicht haben. Wir stehen auf zwei verschiedenen Seiten, wir werden uns nie einigen können, du spielst dein Spiel, ich das meine. Du hast mir oft genug Ärger bereitet, du hast selbst Cigam nicht richtig zum Zug kommen lassen, und ich würde dich gern tot sehen. Verbrannt und verschmort zu Asche, das wäre schön.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Aber es gibt manchmal Dinge, die man nicht so rasch überblicken kann.«

»Welche?«

»Der Tränenbecher. Es wäre gut, wenn ich ihn in meinem Besitz hätte, Sinclair.«

»Und weshalb wäre das gut?«

»Für alle.«

»Verdammt noch mal, das ist mir zu wenig. Was ist los? Ich will Bescheid wissen.«

»Jemand hat den Becher in seinen Besitz gebracht.«

Ich hatte geahnt, dass es darauf hinauslaufen würde. »Aha, du hast mal wieder den Kürzeren gezogen.«

»In diesem Falle schon.«

»Jetzt brauchst du Hilfe.«

Asmodis rückte nicht so recht mit der Sprache heraus. »Das ist wohl zu viel gesagt, Sinclair. Hilfe schon, aber nicht so, wie du es meinst. Ich könnte selbst, aber…«

»Wer hat den Becher?« fragte ich.
»Eine Person, eine Frau. Sie hat ihn gefunden. Sie war schneller als ich. Ich glaube fest daran, dass du dich damit beschäftigen wirst, Sinclair. Dir wird kaum etwas anderes übrig bleiben.«
»Gesetzt den Fall, es trifft zu.«
»… wäre das wunderbar für uns. Dann müsstest du dir einen Gefallen tun und mir den Becher überlassen.«
Asmodis redete nicht mehr weiter, denn ich hatte ihn mit einem Blick bedacht, der ihm zeigte, dass ich ganz und gar nicht seiner Meinung war. Nein, das würde es nicht geben, er wusste es auch, wobei mich eine seltsames Gefühl überkam. Irgendetwas war da nicht mehr korrekt, falls man bei Asmodis überhaupt davon sprechen konnte. Er war die Person mit den zahlreichen Trümpfen in der Hinterhand, er redete zwar viel, aber er kam nie mit der gesamten Wahrheit heraus. Ich sollte für ihn die Kastanien aus dem Feuer holen und mich um eine weibliche Person kümmern, die angeblich den Tränenbecher besaß. Er selbst traute sich nicht an sie heran, weil dieses Wesen zu stark für ihn war. Wenn das stimmte, musste es eine Person sein, die den Teufel nicht zu fürchten brauchte.
»Wieso sollte ich dir einen derartigen Gefallen erweisen?« hakte ich nach.
»Ganz einfach, Sinclair. Der Tränenbecher ist bei mir besonders gut aufgehoben.«
»Ja«, erklärte ich voller Spott. »Das denke ich auch. Ein Gefäß, das eine gewisse Macht verkörpert, das, wenn es sich in deinem Besitz befindet, dich noch mächtiger macht und mehr in die Spitze schießt. Du weißt selbst, dass du unter den Schwarzblütern nicht nur Freunde hast. Ich kenne eure Kämpfe, ohne im einzelnen darüber informiert zu sein. Jeder strebt nach Macht, und ihr versucht immer wieder, euch gegenseitig auszustechen. Du hast an Einfluss und Stärke verloren. Das alles ist mir bekannt, und ich bin froh, dass diese innerdämonischen Kämpfe doch manche von euch binden. Mir ist dieser Tränenbecher egal. Und wenn ihn eine Frau hat, dann soll sie ihn behalten.«
»Du irrst, Sinclair.« Asmodis bewegte sich. Die Gestalt sah aus, als wollte sie mit dem Fuß aufstampfen. Er riss sich jedoch zusammen und produzierte sich nicht in der lächerlichen Geste. Plötzlich stand er wieder starr. »Ich weiß, dass du mir nicht glaubst, Sinclair. Das alles ist mir sehr klar, ich kann dich auch verstehen, aber es geht um große Gewalten aus der Urzeit. Du wirst dich noch an meine Worte erinnern.«
Für ihn war das Gespräch damit erledigt. Er drehte sich um. Ich schaute auf seinen Rücken, während er in das Wasser der Themse hineinlief.
Schon nach den ersten Schritten begann der Schatten, sich

aufzulösen. Er und das Wasser flossen ineinander, und plötzlich war er verschwunden.

Ich blieb stehen, schaute auf den Fluss. Meine Hand wanderte über die Gesichtshaut, um sie vom klebrigen Schweiß zu befreien.

Ich schüttelte einige Male den Kopf, aber mir war klar, dass ich die Begegnung mit dem Teufel nicht geträumt hatte. Sie hatte tatsächlich stattgefunden!

Ich hörte Sukos Stimme. Er stand nicht in meiner Nähe, die Worte klangen durch den Lautsprecher des Gerätes, das ich nicht ausgeschaltet hatte. So war es meinem Freund möglich gewesen, mitzuhören.

»Jetzt weißt du wohl nicht, ob du Männchen oder Weibchen bist, nicht wahr?«

Ich blickte über das Wasser. Ein einsames Schiff zog seine Bahn. Es war ein Patrouillenboot der Flusspolizei. Manchmal glänzte das Licht seines Scheinwerfers. Der Strahl huschte über die Wellen hinweg als tanzendes Muster.

»He, Alter, bist du stumm?«

»Nein.«

»Soll ich dich besuchen?«

»Auch nicht. Ich komme zu dir«, sagte ich leise und schaltete das Gerät aus.

***

Sehr weit hatte ich nicht zu laufen. Nur musste ich eine Uferböschung hochsteigen, und Suko war so freundlich, Zweige in dieser Wand zur Seite zu drücken, damit ich durch die Lücke gehen konnte. Wir schauten uns an.

»Sag was, John.«

»Nein, ich will deine Meinung hören. Du hast doch von Beginn an alles mitbekommen.«

»Das stimmt.« Suko ging einige Schritte zurück. Er lehnte sich gegen die Fahrertür des Rovers und schaute an mir vorbei ins Leere.

Er lachte gallig. »Denk mal darüber nach, John. Der trifft sich mit dir, ausgerechnet…«

»Ist nicht neu«, sagte ich.

»Möglicherweise sollten wir doch auf seine Worte achten. Da ist etwas im Busch, und das ist wichtig und berührt uns auch, wenn du mich fragst. Wir sollten…«

Meine Stimme unterbrach ihn. »Wir sollen die Kastanien für ihn aus dem Feuer holen.«

Suko, der vor mir stand, nickte. »Ja, genau das ist es. Die Kastanien aus dem Feuer holen.«

»Den Tränenbecher«, präzisierte ich.

»Exakt.«
»Und was ist das für ein Ding?«
»Keine Ahnung, John. Aber wurden die Tränen der Mächtigen, der Könige und Kaiser, wenn sie dann einmal traurig waren oder starben, nicht auch in einem Becher gesammelt?«
»Das war bei Cäsar.«
»Es passierte auch im Reich der Mitte. Tränenbecher waren wertvoll, man behandelte sie als Erbe. In diesem Fall ist es tatsächlich das Erbe Luzifers, zumindest ein Teil davon«, schränkte er ein, als er meinen skeptischen Blick sah.
Ich winkte ab. »Das ist mir noch alles zu wenig konkret. Dieser Becher, man hat ihn irgendwo versteckt. Nun ist er gefunden worden.«
»Kommt alles genau hin, John.«
»Wie schön. Warum sagt man mir dann nicht, wo der Becher gefunden wurde. Hier erscheint der Teufel, erzählt dieses und jenes, ohne allerdings bekannt zu geben, wo wir nach diesem verdammten Tränenbecher suchen müssen. Er hat uns mit seinen Problemen sitzen gelassen, Suko. Er hat etwas angerissen, ohne es weiter zu führen. Soll ich dir was sagen?«
»Bitte.«
»Ich denke überhaupt nicht daran, nach diesem verdammten Becher zu forschen!«
Suko lächelte. Ich kannte dieses hinterhältige Grinsen, und meine Wut stieg an. »Glaubst du mir nicht?«
»Nein!«
Ich griff in die Tasche und holte den Wagenschlüssel hervor. Wenig später saß ich hinter dem Lenkrad. Ich startete, nachdem Suko eingestiegen war.
Er schlug die Tür zu, schnallte sich an und machte die Beine lang.
Als wir den schmalen, etwas holprigen Weg hinter uns gelassen und die Straße erreicht hatten, ergriff er wieder das Wort. »Ich glaube dir deshalb nicht, weil du viel zu neugierig bist. In dir kocht es doch, John. Man hat dich heiß gemacht. Man hat den Jagdinstinkt in dir geweckt. Du wirst dich auf die Suche nach dem Tränenbecher machen, wetten?«
»Ha, ha. Dann sage mir doch, wo ich anfangen soll. Wenn werden wir darüber reden.«
Suko schaute auf das Wasser. »Ich denke in eine ganz andere Richtung«, murmelte er.
»Bitte, ich höre.«
»Ich könnte mir vorstellen, dass der Ofen bereits angeheizt ist. Wir könnten uns schneller mit diesem Fall beschäftigen müssen, als uns lieb sein kann.«
Ich schwieg. Genau das befürchtete ich auch…

***

Und meine Befürchtungen bewahrheiteten sich am folgenden Morgen. Es war für mich sowieso ein Tag zum Wegwerfen, denn ich hatte in der Nacht kaum geschlafen.

Von einer Seite auf die andere hatte ich mich gewälzt, den Kopf prall gefüllt mit Gedanken, die sich einfach nicht wegdrucken lassen wollten.

Immer wieder erschien Asmodis vor meinem geistigen Auge, und stets in einer anderen Gestalt. Mal als feuerspeiender Drachen, dann als der typische Gehörnte mit dem Klumpfuß. Er lachte mich nie aus, stets war sein warnender Blick auf mich gerichtet, den ich überhaupt nicht deuten konnte.

Doch ich schaute auch hinter diesen Blick. Dort hatte sich etwas gesammelt, und ich dachte eben über seine Warnung auf einmal anders. Es ging um die Tränen Luzifers, die sich als Perlen in einem Becher befanden. Er hatte die Zeit überdauert, die Tränenauch, sie waren gefunden worden, doch wo und von wem?

Glenda Perkins sah meinem Gesicht an, was mit mir los war.

Kaum hatte ich das Büro betreten, winkte sie schon mit beiden Händen ab. »Wenn ich dich am Morgen so sehe, John, dann wäre es besser gewesen, wenn du in Ägypten geblieben wärst.« Sie spielte damit auf meinen letzten Fall an, den ich lebend nur deshalb überstanden hatte, weil mir Kara, die Schöne aus dem Totenreich, zu Hilfe geeilt war.

»Ich bin aber hier.«

»Klar, du bist nicht zu übersehen. Wie wäre es mit Kaffee?«

»Die doppelte Menge.«

»Wenn es deine Laune bessert, schenke ich dir sogar eine dreifache Portion ein.«

Ich war an der Tür zu meinem Büro stehen geblieben, schaute Glenda an und musste einfach lachen. Vielleicht lag es an ihrem frischen Aussehen.

Sie trug ein gelbes Sommerkleid mit kleinen, grünen und weißen Wiesenblumen als Muster. Der Rock war lang, er fiel weich und schwang bei jeder Bewegung wie beim Tanz.

Kokett schaute sie mich an. »Sag nur nicht, dass du mein Kleid noch nicht gesehen hättest, John.«

»Doch, in der letzten Woche.«

»Da hatte ich es noch nicht.«

»Sorry.« Ich war leicht verlegen und hob die Schultern. »Manchmal ist man eben im Stress oder hat eine schlechte Nacht hinter sich. Du darfst das nicht persönlich nehmen.«

»Klar, ist schon okay. Lag es an der Nacht?«

»Bei mir schon.«

»Schlecht geschlafen?«
»So ziemlich.«
»Warum?«
»Suko und ich hatten uns noch mit einem besonderen Freund getroffen. Mit Asmodis.«
Glenda schluckte. Natürlich konnte auch sie mit diesem Begriff einiges anfangen. Der Name stand für böse Taten, er war ein düsteres Versprechen, und Glenda kriegte eine Gänsehaut, als würde sie die Kälte der Hölle spüren.
»Es ist aber gut ausgegangen«, beruhigte ich sie.
»Das sehe ich.« Sie lächelte. »Darf man fragen, was diese Gestalt von euch wollte?«
»Asmodis bat uns um Hilfe.«
»Ach.«
»Ich kann es nicht ändern. Nur weiß ich nicht, wie wir uns verhalten sollen. Es könnte sein, dass wir in einen gefährlichen Kreislauf hineingeraten, muss aber nicht. Die Zukunft wird es zeigen.«
Glenda nickte. Dann schaute sie auf die Kaffeemaschine, die zwar noch blubberte, aber die braune Brühe lief nicht mehr nach. »John, da wäre dann noch etwas. Der Morgen kann nicht früh genug sein, um nicht schon mit einem Anruf zu beginnen.«
Ich stand an der Maschine und schenkte ein. »Für mich hat jemand angerufen? Doch nicht…«
Glenda fing meinen Blick auf. »Nein, nein, nicht Asmodis. Ein Kommissar Stahl aus Germany.«
»Harry?«
Glenda bestätigte es.
Ich hatte die Kanne wieder auf die Warmhalteplatte gestellt. »Hat Harry denn gesagt, was er wollte?«
»Er wollte noch mal anrufen.« Glenda schaute auf die Uhr. »In einigen Minuten, denke ich.«
»Gut, ich bin dann in meinem Büro.«
Wenig später erschien auch Suko. Er sah mich nachdenklich hinter dem Schreibtisch sitzen. In der Kantine hatte er sich ein Sandwich gekauft, packte ihn aus und fing an zu essen. Dabei schaute er mich an. »Was ist denn mit dir passiert, John? Du machst ein Gesicht, als hätte man dir die Suppe versalzen.«
»Tue ich das?«
»Ja.«
Ich hob die Schultern. »Nun ja, Harry Stahl hat angerufen. Ich selbst sprach nicht mit ihm. Seltsamerweise brachte ich seinen Anruf mit unserer nächtlichen Begegnung in Zusammenhang, obwohl kein Grund dafür vorliegt.«
Suko kaute, schluckte und hob die Schultern. »Da kann ich dir leider

nicht folgen, John.«

»Tja, ich mir auch nicht.« Nachdenklich trank ich den Kaffee.

»Harry wird…« Das Tuten des Telefons unterbrach meinen Satz.

Das war er, ich wusste es, hob sehr schnell ab und hörte das kräftige Organ des Kommissars.

»Guten Morgen in London, du Langschläfer.«

Ich hatte auf den Raumlautsprecher umgestellt, damit Suko mithören konnte. »Wieso Langschläfer? Wir sindpünktlich in unserem Luxus-Büro erschienen. Ich will zugeben, dass wir mit dir nicht mithalten können. Du bist schließlich Deutscher und hast das Arbeiten erfunden, so heißt es doch. Wir sitzen hier, trinken Kaffee und diskutieren darüber, ob wir uns stören lassen sollen. Aber diese Diskussion erübrigt sich nun, da wir schon gestört worden sind.«

»Und nicht grundlos.«

»Mach uns schlauer.«

Kommissar Stahl räusperte sich. Es kam mir vor, als müsste er erst den Mut finden, um über seine Probleme zu sprechen. Er begann mit einer Frage. »Hast du schon von Luzifers Tränenbecher gehört, John?«

Ich saß da wie angekettet, wobei diese Ketten noch straff gezogen waren. Suko erging es ähnlich.

»He, hat es dir die Sprache verschlagen, John?«

Ich musste mich zunächst räuspern. »So ungefähr.«

»Dann kennst du dich aus?«

»Wir haben davon gehört. Dass aber gerade du damit zu tun hast…«

»Ich fange am besten von vorn an.«

»Wir hören.«

Was wir in den folgenden Minuten erfuhren, war zwar nicht unglaublich, trotzdem ein starkes Stück, und es gab noch ein Finale, das besonders mich erschütterte, denn Harry Stahl berichtete davon, dass er meinen Dolch gesehen hatte. Als ich das hörte, verlor ich den letzten Rest an Farbe. Auch war ich kaum in der Lage, ein Wort hervorzubringen.

»Warum sagst du nichts, John? Es war dein Dolch. Er verschwand tatsächlich vor meinen Augen, als ich nachihm greifen wollte. Einfach *so*. Er löste sich auf.«

»Es gibt ihn nicht mehr«, erklärte ich Harry.

»Wie?«

»Du hast richtig gehört. Es gibt ihn nicht.«

»Hat man ihn dir gestohlen?«

»Das ist eine lange Geschichte, und das sollten wir vorerst beiseite lassen. Mir geht es um andere Dinge, eben um den Becher.«

Harry schnaufte durch das Telefon. »Es hört sich an, als wäre dir dieses Gefäß nicht neu.«

»Das kann man nicht so genau sagen. Wir haben einen Hinweis

erhalten. Man hat uns gewissermaßen gebeten, nach dem Tränenbecher zu forschen.«

»Ach – wer?« Harry konnte seine Überraschung nicht verbergen.

»Asmodis.«

Diesmal schwieg der Kommissar, und nun war ich an der Reihe, ihm einen Bericht zu geben, der knapper ausfiel als der seine.

»Die Spur heißt Isabell Munro«, murmelte ich anschließend.

»Sicher.«

»Hast du einen Hinweis auf sie? Weißt du, wo sie sich aufhält oder aufhalten könnte?«

»Das weiß ich nicht, John. Ich für meinen Teil schätze sie ein als eine gefährliche Frau.«

»Darauf kannst du Gift nehmen. Sie muss etwas Besonderes sein, denn sogar der Teufel fürchtet sich vor ihr. Erhat Angst, dass der Becher in die falschen Hände gerät. Nun muss ich zugeben, dass diese Angst nicht grundlos ist. Der Tränenbecher befindet sich im Besitz einer gewissen Isabell Munro, von der ich allerdings nicht glaube, dass sie sich allein auf den Namen Munro beschränkt.«

»Ach, das musst du mir erklären.«

»Für mich ist der Name nur Tarnung, Harry. Diese Munro kann in Wirklichkeit eine ganz andere Person sein, wobei ich nicht weiß, wer sich dahinter verbirgt.«

»Ich kann sie dir beschreiben. Die sehe ich so genau vor mir, als würde sie in meiner Nähe stehen.«

»Bitte.«

Harry gab sich wirklich Mühe. Ich hörte zu und musste zugeben, dass er sie tatsächlich gut beobachtet hatte, doch diese Person hatte ich noch nie gesehen.

»Du kennst sie auch nicht?«

»So ist es.«

Seine Stimme klang enttäuscht. »Dabei habe ich gerade auf dich große Hoffnungen gesetzt. Eben weil du jemand bist, der sich in der Branche auskennt.«

»Es tauchen immer wieder neue Personen auf.«

»Als ich vor ihr stand, hatte ich das Gefühl, jemand zu sehen, der über ein immenses Wissen verfügt. Nein, nein, sie ist schon anders.«

Er atmete stöhnend. »Die… die … war unverletzbar. Sie hat sich dann aufgelöst …«

»Auch ich stehe hier vor einem Rätsel. Ich weiß nicht, wer diese Isabell Munro ist.«

Seine Stimme sank um eine Oktave. »Das gleiche Problem habe ich auch. Es war mir nicht möglich, etwas übersie herauszufinden. Da haben die Methoden der Polizei versagt. Außerdem hat sie drei Tote hinterlassen. Die beiden Männer in dieser komischen

Antiquitätenhandlung sind eiskalt umgebracht worden. Ich denke sogar an den Dolch als Mordwaffe. Und der Einsatzleiter der Sonderkommission starb ebenfalls. Wenn ich darüber nachdenke, schüttelt es mich.«

»Das kann ich mir vorstellen. Wobei die beiden Toten eine andere Spur sind. Gehören sie zu dieser Antiquitäten-Mafia?«

»Ja. Mittlerweile haben wir sie identifizieren können, wobei ich denke, dass die Spur im Sande verläuft. Ich sehe beim besten Willen keine Verbindungen zwischen ihnen und irgendwelchen dämonischen Kräften.«

»Nicht direkt.«

»Wie meinst du das?«

»Wir sollten es am besten bei dir besprechen, Harry.«

Er pustete erleichtert in den Hörer. »Das heißt, ich kann euch bald am Flughafen abholen.«

»Sicher.«

»Dann gebe ich dir mal die entsprechenden Uhrzeiten durch, wann du fliegen kannst. Du wirst in Frankfurt zwischenlanden müssen…«

Den Rest schrieb ich mir auf, auch Suko notierte sich einiges. Als ich schließlich den Hörer auflegte, schüttelte ich den Kopf. Es war nicht besonders warm im Büro, trotzdem spürte ich den leichtert Sehweißfilm auf meiner Haut.

Ich stand auf und ging zum Fenster. Mein Blick fiel nach draußen.

Der Himmel zeigte ein trübes Grau. Am frühen Morgen hatte es leicht geregnet. »Wir stehen vor einem Problem, Suko.«

»Das auch mit deinem Dolch zu tun hat.«

»Daran habe ich nicht mal gedacht.«

»Er kann es nicht gewesen sein. Du hast selbst erlebt, wie die Schlange ihn zerstörte.«

Ich drehte mich wieder um. »Asmodis ist doch raffinierter, als wir angenommen haben. Ich hatte wirklich nicht vor, ihm einen Gefallen zu tun. Nun bleibt uns nichts anderes übrig. Weißt du, wie man so etwas nennt?«

»Nein.«

»Sachzwänge.«

Suko winkte ab. »Das ist mir egal…«

***

Es war schon später Nachmittag, als wir zu dritt auf dem alten Hinterhof in Leipzig standen und einen ersten Eindruck vom Schauplatz des Geschehens bekamen. Für uns gab es nichts Unnormales zu entdecken, dieser Ort war nicht besonders prädestiniert für eine dämonische Auseinandersetzung. Er sah aus wie zahlreiche andere Hinterhöfe in Leipzig auch, und aus den Fenstern an

den Rückseiten, die auf mich den Eindruck einer vergammelten Filmkulisse machten, schauten die Gesichter der Bewohner.

Auch das war normal. Ebenso wie der Himmel über Leipzig, der eine schroffe, schiefergraue Farbe zeigte. Auf mich machte die Umgebung einen tristen Eindruck. Es konnte natürlich am Wetter liegen und am Wissen über die Dinge, die hier vorgefallen waren.

Harry Stahl war berechtigt, das Polizeisiegel an der Tür zu brechen, dennwir mussten uns in den Räumen umschauen. Nicht zum ersten Mal betrat ich einen versteckt liegenden Antiquitätenladen oder das Geschäft eines Trödlers. Egal in welchem Land man sich aufhielt, die Läden glichen sich irgendwie immer, denn alle waren mit vielen nützlichen und auch nutzlosen Gegenständen vollgestopft.

In einem oft nicht geringen Maße waren gerade diese Trödler auch als Hehler tätig. Dieser Laden hier gehörte einem gewissen Fritz Fuhrmann. Der war auch schon polizeilich vernommen worden, doch hatte er angeblich keine Ahnung, was in seinem Laden vor sich gegangen war. Er war für eine Woche im Urlaub gewesen und erst vor einem Tag wieder nach Leipzig gekommen. Harry Stahl hatte ihn wieder laufen lassen müssen.

Die beiden Toten hatten zur Bande gehört. Fuhrmann behauptete jedoch steif und fest, sie nicht zu kennen, und das Gegenteil war ihm nicht nachzuweisen. Ob es eine Verbindung zwischen ihm und dem Tränenbecher gab, wussten wir nicht. Vorstellbar war es jedenfalls, aber auch das war nicht zu beweisen.

Der Kommissar hatte das Siegel gebrochen. Er öffnete uns die Tür und betrat den Laden als Erster.

Mir fiel sofort der Geruch auf. Es war der Geruch des Todes. Auch Suko zog die Nase kraus.

»Ich zeige euch dann mal, wo es passiert ist«, sagte Harry.

»Was meinst du?«

»Wo ich die Toten fand.«

»Ja, okay.«

Im Dämmerlicht des Ladens konnten wir nicht viel erkennen. Ich fragte mich, weshalb diese Geschäfte immer so düster sein mussten.

Die Lampenschalen unter der Decke waren ziemlich verstaubt und vom Dreck der Fliegen verziert, sodass ihr Licht mehr als mager war. Wir entdeckten trotzdem die dunklen Flecken auf dem Boden, die das Blut hinterlassen hatte.

»Hier lag der Erste.«

Suko und ich bückten uns. Die Kreidestriche, hinterlassen von der Spurensicherung, waren noch deutlich zu erkennen.

»Gehen wir weiter«, sagte Suko.

Der zweite Tote hatte an einem anderen Ort gelegen, nicht sehr weit von dem ersten Leichenfundplatz entfernt.

»Und im Büro kam es dann zu einem Zusammentreffen zwischen dieser Munro und mir.«

»Wo ist es.«

»Ich gehe vor.«

Wohl fühlten wir uns nicht. Ich schaute mich immer wieder um.

Die alten Möbelstücke standen hier dicht an dicht. Man hatte wirklich in den Laden hineingepackt, was hinein ging, und dieses ganze Zeug wieder nach draußen zu transportieren, würde bestimmt Mühe kosten.

Im Büro hob Harry mit einer etwas verlegenen Geste die Schultern. »Hier ist es dann geschehen. Hier habe ich Isabell Munro getroffen.«

»Und den Becher gesehen«, fügte Suko hinzu.

»Ja.«

»Sie kippte ihn…«

Harry trat dicht an den alten Schreibtisch heran. Mit seinen Händen zeichnete er die Bewegungen der Frau nach, und er erklärte auch, dass die Glaskugeln, die Tränen, nicht mehr weiterrollten. »Sie gehorchten dieser Person.«

»Das weißt du genau?«

»John, bitte. Was weiß man denn hier schon genau? Es gibt nichts Handfestes, es gibt keine Beweise. Wir sind auf das angewiesen, was man uns präsentiert. Diese Munro wollte den Becher. Wie er allerdings in diesen verdammten Laden kam, weiß ich nicht.«

»Das könnte Fuhrmann dir sagen.«

»Er behauptet, es nicht zu wissen und den Becher noch nie gesehen zu haben.«

»Was ist mit dem Chef der Antiquitäten-Mafia? Kann es sein, dass Fuhrmann dahintersteckt?«

»Nein, glaube ich nicht. Die Spuren weisen eindeutig in den Osten. Da ist Polen groß im kommen und natürlich auch Russland.« Er deutete auf die offene Tür. »Ich bin fest davon überzeugt, dass die meisten Stücke aus dem Osten stammen. Dort haben ja viele Menschen ihr Hab und Gut behalten. Allein deshalb, weil sie kein Geld hatten, sich etwas Neues zu kaufen. Die Bande ist hingegangen und hat diese Personen ausgeraubt. Es wurde alles auf dunklen Kanälen über die Grenzen nach Deutschland geschafft. Wir sind darüber informiert, nur kommen wir schwer an die Bosse heran. Ich brauche euch nicht zu sagen, wie stark die alten Seilschaften aus vergangener Zeit noch sind. Nur hat man sich eben auf andere Gebiete begeben. Banden wurden gegründet, das Verbrechen hat in der ehemaligen UdSSR Hochkonjunktur. Die Wellen schwappen über Polen bis zu uns herüber.«

Er hatte Recht, es stimmte alles. Nur brachte uns das nicht weiter.

»Wie ist Fuhrmann an den Becher herangekommen?« fragte sich Suko

laut. »Bestimmt weiß er von dem Becher, auch wenn er nichts zugeben will. Hat er überhaupt gewusst, was er da in den Händen hält?«

»Ich glaube nicht.« Stahl räusperte sich. »Wären die beiden Männer noch am Leben, hätten sie bestimmt geredet. So aber müssen wir wieder von vorn anfangen. Es wird wohl dauern, bis wir die Spur wieder aufgenommen haben.«

»Solange können wir nicht warten«, erklärte Suko. »Kann es nicht auch sein, dass das eine mit dem anderen nichts zu tun hat? Dass wir es unabhängig voneinander sehen müssen?«

Der Kommissar dachte nach. »Du meinst, dass diese Bande eher zufällig in den Kreislauf hineingeraten ist.«

»Ja. Die Männer haben gestohlen, und dabei ist ihnen der Tränenbecher in die Hände gefallen. So könnte es sein.«

Harry Stahl hob die Schultern.

Ich stimmte Suko zu.

»Und was ändert das?« fragte Harry.

»Einiges. Wir müssen uns dann einzig und allein auf diese Munro konzentrieren.«

Der deutsche Kommissar schaute mich etwas mitleidig an. »Nur werden wir sie kaum finden. Die hat den Becher und wird damit verschwunden sein, und sie wird, das denke ich mal, Unheil damit anrichten.«

Das befürchteten wir auch. Ich dachte wieder an unsere spätabendliche Begegnung mit dem Teufel. Wahrscheinlich hatte er Recht gehabt. Zumindest aus seiner Sicht. Er hatte uns gewarnt, obwohl wir davon ausgehen mussten, dass er den Tränenbecher am liebsten in seinen Besitz gebracht hätte. Wenn ich an den Ursprung dachte, musste ich davon ausgehen, dass es damals jemand gegeben hatte, der die Tränen Luzifers, die er nach seiner Niederlage weinte, aufgefangen hatte.

Nur – wer hatte das getan?

Ich dachte an mein Kreuz und die eingravierten Buchstaben. Dort hatten die Erzengel ihre Zeichen hinterlassen. Sie waren mir auch schon als lichterfüllte Gestalten erschienen und hatten mit mir geistige Verbindung aufgenommen. Sie hätten mir auch sagen können, wer die Tränen aufgefangen hatte. Der gestürzte Engel Luzifer hatte viele Freunde. Er repräsentierte das absolut Böse, und das hätte sich bis heute nicht geändert.

Ich wollte etwas sagen, als Harry die Hand hob.

»Still, bitte!« Wir schwiegen.

Harry bewegte sich einen Schritt auf die Tür zu. Dicht davor blieb er stehen, die Haltung angespannt, den Kopf dabei nach vorn gedrückt. So sah jemand aus, der lauschte.

Was ihn so angespannt hatte werden lassen, hörten wir Sekunden später. Es waren sehr leise Geräusche, die wir dennoch gut identifizieren konnten.

Klack… klack … klack …

Da fiel etwas zu Boden.

Steine – oder auch Perlen.

Der Kommissar wandte sich um. Sein Gesicht sah jetzt wachsbleich. »So und nicht anders…«, sagte er. »So und nicht anders hat es sich angehört, als die Perlen hier auf den Schreibtisch rollten. Sie ist da, Freunde, sie ist da …«

***

Es konnte sein, musste aber nicht. Allerdings brauchten wir nur in das Gesicht des Kommissars zu sehen, um zu erkennen, dass er davon hundertprozentig überzeugt war, und sein Nicken deutete dies auch an. In seinem Gesicht bewegte sich dabei nichts, nur die Augen hatten sich geweitet.

Ich ging auf ihn zu, auch Suko setzte sich mit leisen Schritten in Bewegung, während wir den Geräuschen lauschten, die aus dem Verkaufsraum an unsere Ohren drangen.

Zuerst das leise Klacken, das mit dem Aufprall der Perlen verbunden war. Anschließend folgte ein rollendes Geräusch, als sich die Gegenstände über den Boden bewegten. Es war allerdings kein glattes Rollen, und wir hörten auch, dass es aus verschiedenen Richtungen kam.

»Sie ist hier!« hauchte der Kommissar. »Meine Güte, sie ist hier. Was sollen wir tun?«

Ich streifte die Kette über den Kopf und hängte das Kreuz offen vor die Brust.

Harry sah mich an. »Meinst du, dass es dir helfen kann?«

»Das will ich doch hoffen.«

»Aber das Böse ist älter als dein Kreuz.«

»Stimmt. Nur verlasse ich mich hierbei auf die vier Buchstaben auf dem Kreuz. Vier Engel gegen die Tränen Luzifers.« Ich lächelte schmal. »Das könnte passen. Lass mich bitte durch.«

»Willst du wirklich…?«

»Bitte, Harry.«

Der Kommissar trat zur Seite. Seinem Gesicht war abzulesen, wie unwohl er sich fühlte. Auch hatte er seinen Atem nicht mehr unter Kontrolle. Er ging schnell und schwer.

Ich schob mich durch die Tür. Suko blieb ebenfalls hinter mir. Er wusste genau, dass er mit seinen Waffen nichts ausrichten konnte.

Hier stand uns etwas Uraltes und auch Ursprüngliches gegenüber, geboren in den Tiefen der Zeiten, die diesem nichts hatten anhaben

können. Es war geblieben und möglicherweise sogar noch erstarkt.

An diesen Gedanken musste ich mich erst gewöhnen.

Ich schob mich in diesen düsteren, vollgestopften Verkaufsraum und suchte vergeblich nach einem Ziel.

Isabell Munro war nicht zu sehen.

Die Geräusche aber waren da.

Das Klacken, das Rollen, wieder das Klacken, von der Lautstärke jedoch im Abnehmen begriffen.

Ich ging nicht mehr weiter. Ich wollte sehen, wo die Tränen Luzifers herrollten und an welchen Stellen sie zur Ruhe fielen.

Nur war nichts zu sehen. Außerdem war nicht genügend Platz, um die seltsamen Tränen frei rollen zu lassen.

Und doch rollten sie hin und zurück.

Ich hörte sie.

Dann sah ich das Funkeln.

Für einen winzigen Moment nur. Ich hatte es dort entdeckt, wo ein schmaler, dafür hoher, eintüriger Weichholzschrank stand. Er wurde von vier klumpigen Füßen gehalten, und unter seinem Rand hervor rollte die helle, kantige Träne.

Ich schaute ihr nach.

Sie führte ein Eigenleben. Als wäre in ihr ein kleiner Motor, so bewegte sie sich weiter, ohne noch einmal angestoßen worden zu sein.

Und sie umrollte Hindernisse, als würde ihr jemand die entsprechenden Befehle erteilen.

Nur sah ich diesen Jemand nicht. Ich ging allerdings davon aus, dass sich die Munro in der Nähe aufhielt. Sie war diejenige Person, die alles lenkte.

Neben einer Kommode war ich stehen geblieben. Dabei schaute ich so gut wie möglich mein Kreuz an. Es hing still vor der Brust, als wäre es dort vereist.

Der matte Glanz war vorhanden. Ich fühlte nach und war enttäuscht, dass sich das Silber nicht erwärmt hatte. Zumindest nicht in der Mitte, dafür an den Enden, wo die Anfangsbuchstaben der Erzengel-Namen eingraviert waren.

Das M für Michael.

Das G für Gabriel.

Das R für Raphael.

Das U für Uriel.

Konnten sie mir helfen? Waren sie diejenigen, die eine gewisse Isabell Munro stoppten?

Zunächst stoppte die eine von mir verfolgte Kugel. Dicht neben einem alten Garderobenständer und nicht einmal zu weit von mir entfernt war sie liegengeblieben. Die Distanz erlaubte es mir, sie genauer anzuschauen. Selbst bei diesem schlechten Lichterkannte ich,

dass sie nicht rund, sondern eckig war. Deshalb hatte sie auch die ungewöhnlichen Geräusche verursacht. Es war eine kantige Kugel, Perle oder Träne.

Was sollte ich tun?

Ich spürte das *andere*, das hier lauerte, konnte es aber nicht fassen und auch nicht mit Worten erklären. Die alte und fremde Macht hatte sich hier in diesem vollgestopften Laden etabliert.

Keine Kugel rollte mehr. Die plötzliche Stille gefiel mir nicht. Sie kam mir unnatürlich vor. Niemand warf die nächste Kugel aus seinem Versteck heraus.

Es blieb still…

Zum Glück rührten sich Suko und Harry nicht. Sie blieben in dem kleinen Büro. Ich schaute wieder nach vorn, wo sich der schmale Durchgang noch stärker verengte und letztendlich nicht breiter als ein Schlauch war. Düsternis, Schatten. Auch Bewegungen?

Ich hielt den Atem an.

Ja, da war etwas!

Lautlos, ein Schatten im Schatten. Möglicherweise jemand, der sich gebückt hatte.

Die Perle rollte.

Der Aufprall, das Klacken, dann die Unregelmäßigkeit, das alles bekam ich sehr genau mit, und nichts hatte sich dabei verändert. Ich verfolgte gebannt den Weg der Träne.

Sie rollte auf mich zu.

Ich hielt den Atem an, und die Spannung in meinem Innern stieg nochmehr. Irgendjemand wollte mir da wohl eine Botschaft übermitteln. Und wenn es nur die Kugel oder Träne selbst war.

Sie rollte weiter.

Dabei bewegte sie sich abgehackt. Als wollte sie hochspringen und dann wieder zurückfallen. Sie hüpfte mir praktisch entgegen, und es sah nicht so aus, als wollte sie ihre Zielrichtung ändern.

Ich war ausgesucht worden. Und dann handelte ich.

Bevor sie mich noch erreichen oder abdrehen konnte, ging ich zwei Schritte auf die Kugel zu. Ich blieb stehen, stellte den rechten Fuß hoch, und die Kugel prallte dagegen.

Ich bückte mich.

Doch ich kam nicht dazu, die Träne aufzuheben.

Die Stimme klang schneidend. Plötzlich war sie da, füllte den düsteren Raum aus und ließ mich innehalten.

»Einen Augenblick noch…«

***

Eine Frau hatte mich angesprochen. Obwohl ich sie nicht kannte und sie wegen meiner gebückten Haltung auch noch nicht gesehen hatte,

wusste ich sofort, dass es nur die geheimnisvolle und auch mächtige Isabell Munro sein konnte.

Noch immer in einer gebückten Haltung stehend, schielte ich nach oben, um wenigstens etwas von ihr sehen zu können. Zwei Beine gerieten in mein Blickfeld. Sehr straff umspannt von leicht schimmernden Leggings aus Samt. Eine schmale Taille, dann die locker fallende dunkelrote Bluse, deren Stoff changierte, als wäre er mit Schatten bedeckt.

Die drei oberen Knöpfe waren nicht geschlossen. Die Haut kam mir sehr weiß vor und bildeten einen scharfen Kontrast zum pechschwarzen Haar, und ich wurde an das Märchen Schneewittchen erinnert, in dem das junge Mädchen ebenfalls weiße Haut und rabenschwarze Haare hatte. Dunkle Augen blickten mich an. Ich sah den Mund, der voll wirkte und etwas arrogant verzogen war, als wollte sie mit einem gewissen Spott auf mich herabblicken.

Ich stellte mich wieder hin. Die Perle oder Träne lag direkt vor meinen Füßen. Wenn ich gewollt hätte, ich hätte sie auch zertreten können, doch der Gedanke kam mir nicht.

Wir schauten uns an.

»Okay«, sagte ich, »reden wir wie zwei vernünftige Menschen miteinander. Wenn mich nicht alles täuscht, dann sind Sie Isabell Munro.«

»Das stimmt.«

»Und in Ihrem Besitz befindet sich Luzifers Tränenbecher. Davon gehe ich auch einmal aus.«

»Ja, ich habe ihn.«

Ich deutete auf die vor mir liegende Träne. »Sie ist eine davon, denke ich.«

»Ja.«

»Es fehlen sechs.«

»Sie sind gut informiert, John Sinclair!«

Ich hatte mich gut in der Gewalt. Nicht einmal mit den Augenwimpern zuckte ich, als sie meinen Namen aussprach. Ich wusste ja, dass ich in gewissen Kreisen bekannt war, und diese Person gehörte wohl dazu. Ich kannte nur nicht ihr Ziel. Sie besaß den Becher, und ich fragte mich, weshalb sie an den Ort ihrer ersten Untat zurückgekehrt war.

Den Becher suchte ich vergebens, und auch meinen angeblichen Dolch sah ich nicht.

Isabell bewegte sich nicht. Wie dunkle Kirschen lagen ihre Augen in den Höhlen. Sie schaute auf mein Kreuz, das ich als Schutz vor meiner Brust hängen hatte.

Fürchtete sie sich? Nahm sie es als gegeben hin? War sie so stark, dass sie gegen das Kreuz ankämpfen konnte?

»Isabell Munro…« Ich sprach den Namen sehr langsam aus und betonte jede Silbe. »Ich glaube nicht, dass Sie wirklich Isabell Munro sind.«

»Warum nicht?«

»Sie müssen sehr mächtig sein. Sie sind nicht einfach nur hier erschienen, um den Becher an sich zu nehmen. Es gibt andere Gründe, denke ich mir.«

»Welche?«

»Sie verfolgen einen bestimmten Plan.«

»Reden Sie weiter, Sinclair.«

»Es ist ein gewaltiger Plan, der möglicherweise bereits zu Beginn der Zeiten entstand. Ein Plan, der mit dem Verteilungs-Mythos der Kräfte zu tun hat. Luzifer verschwand in den Tiefen der Verdammnis, doch er zeigte Gefühle. Er hat gekämpft, er hat alles erreichen wollen und hat letztendlich alles verloren. Es war bitter für ihn. Und deshalb weinte er die bitteren Tränen der Trauer. Seine Gefolgschaft sah es, sie wollte ihren König nicht weinen sehen, sie wollte seine Niederlage nicht, und sie setzte alles daran, um die Tränen ihres Herrschers aufzufangen. Habe ich Recht?«

»Du kennst dich in der Mythologie ausgezeichnet aus.«

»Das muss man wohl.«

»Und weiter?«

»Ich habe in letzter Zeit erleben können, dass die tiefe Vergangenheit, die rechnerisch kaum zu erfassen ist, doch immer wieder hochkommt und jedes Mal ein wenig stärker ist. Urkräfte sind dabei, an unseren Grundfesten zu rütteln. Sie wollen die Welt in ihre Gewalt bringen, sie wollen dafür sorgen, dass die archaischen Zeiten wieder zurückkehren, und sie wollen sich die neue Welt Untertan machen. Es sind die Kreaturen der Finsternis aufgestiegen, die ersten Dämonen. Es sind Geschöpfe, die unter Luzifers Kontrolle stehen, die ihre wahren Gesichter verstecken, aber sehr viel Macht haben. Sie überlebten, sie wollen Finsternis über die Erde bringen, was nicht nur ich weiß, sondern auch anderen bekannt ist. Und natürlich werden sie auch versuchen, diejenigen Trophäen in ihren Besitz zu bringen, die unmittelbar mit ihrem Herrscher in Verbindung stehen, eben mit Luzifer.«

»Zählst du mich dazu?«

»Ich bin mir nicht sicher. Nein, ich kann es beinahe nicht glauben, dass du dazugehörst. Es wäre zu simpel, wenn du verstehst. Ich glaube fest daran, dass die Dinge komplizierter liegen. Du hast die Macht gehabt, Luzifers Tränenbecher an dich zu nehmen. Vor meinen Füßen liegt eine Träne. Ich kann mich bücken und sie aufheben, sie…«

»Tu es, Sinclair!«

Ich war überrascht und zeigte dies auch. »Habe ich recht verstanden,

dass ich die Träne aufheben soll?«
»Ich wäre dafür.«
»Und dann?«
»Wirst du sehen, was geschieht.«
Verflixt noch mal, sie hatte mich in eine Zwickmühle gebracht.
Sollte ich, sollte ich nicht? Es war nur eine einfache Bewegung, die der eines Kindes glich, wenn es eine Murmel aufhebt. Dennoch schreckte ich davor zurück. Eine innere Stimme warnte mich. Allerdings nicht so stark, als dass ich mich zu einem Rückzieher entschlossen hätte. Nein, hier musste noch etwas anderes geschehen.
»Traust du dich nicht?«
»Ich denke nur nach.«
Isabell Munro blieb gelassen. »Du bist John Sinclair und auch nicht unbekannt. Ich weiß, dass du nicht aus freien Stücken hier bist. Du hast dich vor den Karren des Asmodis spannen lassen. Ein Fehler, denke ich.«
»Pardon, aber das habe ich nicht getan. Ich würde mit ihm nie einen Pakt eingehen. Ich gehe aber davon aus, dass Luzifers Tränenbecher Unheil über die Menschen bringt, und es ist meine Pflicht, dies abzuwenden und den Becher zu zerstören.«
Isabell Munro oder wer auch immer sie sein mochte, schickte mir ein leises Lachen. »Was nach menschlicher Zeitrechnung Milliarden von Jahren überdauert hat, kann nicht so ohne Weiteres zerstört werden. Und nun heb die Träne auf. Nimm sie in die Hand und schau sie dir aus der Nähe an. Möglicherweise wirst du etwas von ihrer Faszination erleben.«
Sollte ich – sollte ich nicht?
Ich hätte leicht einen Rückziehermachen können, nur war das nicht meine Art.
Ich nickte ihr zu. Dann bückte ich mich und streckte meinen Arm aus. Mit der Kuppe des Mittelfingers berührte ich für einen Moment die Träne, dann zuckte der Finger zurück.
Nichts war geschehen, ich hatte mich eben von meiner eigenen Nervosität überrumpeln lassen.
»Nimm sie!«
Mit Daumen und Zeigefinger nahm ich die Perle auf. In diesem Augenblick sah ich sie als völlig neutral an.
Ich hielt den Arm angewinkelt, sodass sich die Hand mit der Träne mit dem Kreuz auf gleicher Höhe befand. Die Träne des Luzifers war rund und hatte dennoch leichte Ecken. Das Glas war weich und hart zugleich, es setzte mir Widerstand entgegen, obwohl ich den Eindruck hatte, es leicht zusammendrücken zu können.
Ich schaute mir die Träne zum ersten Mal richtig aus der Nähe an.
Die Perle bestand aus einem durchsichtigen Material. Da schien das

Tränenwasser regelrecht gefroren zu sein. Mich erinnerte sie an einen Kristall, und ich wartete vergeblich darauf, dass etwas mit ihr und demzufolge auch mit mir geschah. Dafür hörte ich die Stimme der Isabell Munro.

»Nun, wie gefällt sie dir?«

Ich hob die Schultern.

»Das ist keine Antwort.«

»Soll ich sie loben und sagen, wie toll sie ist? Da müsste ich schon lügen. Sie kann mir nichts sagen, denn ich habe niemals auf Luzifers Seite gestanden.«

»Sie ist ein Teil der uralten Welt«, erklärte mir Isabell.

»Für dich.«

»Nein, jeder kann es spüren.« Sie lächelte mich an. Zufällig hatte ich auch in ihre Richtung geschaut, und ich erkannte in ihren Augen etwas, das mir nicht gefiel.

Eine eisige Kälte, fast vergleichbar mit der, die in Luzifers Augen lag.

Ich wollte die Träne fallen lassen, doch dazu kam ich nicht mehr.

Urplötzlich verwandelte sich die Träne zwischen meinen Fingern in einen gleißenden riesigen Kristall…

***

Suko und der Kommissar waren in dem kleinen Büro zurückgeblieben, keineswegs beruhigt, sondern voller Spannung. Sie spürten, dass hier einiges nicht mit rechten Dingen ablief. Die andere Macht hatte zugeschlagen, denn sie wurde durch Isabell Munro verkörpert, die mit John Sinclair sprach.

Um die beiden herum war es still. Sie konnten alles verstehen, weil sie von keinem anderen Geräusch abgelenkt wurden, und so bekamen sie auch mit, dass John aufgefordert wurde, die Perle aufzuheben.

Harry bewegte seinen Kopf mit einer hastigen Bewegung nach rechts, um Suko anzuschauen. In seinen Zügen stand die blanke Furcht. Als er sprach, bewegten sich die Lippen zitternd. »Das kann doch nicht gut gehen, Suko.«

»Warte es ab.«

»Wir müssen eingreifen.«

Suko legte seinen Zeigefinger auf die Lippen und schüttelte gleichzeitig den Kopf. Er setzte volles Vertrauen in seinen Freund und auch in dessen starke Abwehrwaffe, das Kreuz.

Es geschah nichts. Noch redeten diebeiden. Suko und Harry konnten nicht erkennen, ob John die Träne bereits festhielt, aber sie wurden plötzlich abgelenkt, denn sie hörten Geräusche in ihrer unmittelbaren Nähe.

Ein leises Rollen, ein klackerndes Geräusch, das entsteht, wenn Glas gegen Glas schlägt.

Kugeln… Tränen …

Harry und Suko suchten den Boden in dem kleinen Büro ab.

Sie sahen die Tränen nicht.

Aber sie hörten sie.

Klirren, klackern, alles sehr leise und gedämpft. Die Kugeln bewegten sich im Unsichtbaren. Luzifer persönlich schien seine Hand über die alten Tränen ausgestreckt zu haben und spielte mit ihnen.

Die Geräusche aus dem Unsichtbaren zerrten an ihren Nerven.

Harry Stahl wurde nervös. Er ging von der Tür weg, um eine bessere Übersicht zu erhalten. Er blickte in die Ecken, dann drehte er langsam den Kopf, als wollte er mit seinem Gehör den Geräuschen folgen.

Zu sehen war noch immer nichts.

Aber die Laute blieben.

Klack – klack…

Schneller diesmal, unruhiger. Die Kugeln oder Tränen zogen ihre Bahnen. Harry leckte nervös über seine Lippen. »Ich… ich … habe es erlebt, wie sie es schaffte, sich aufzulösen, Suko. Das ist hier ähnlich. Auch die Tränen haben sich aufgelöst, aber sie sind dieselben geblieben, nur rollen sie eben im Unsichtbaren.«

»Ich weiß.«

»Kannst du nichts tun?«

»Was denn, wenn ich sie nicht sehe?«

Harry stand mit dem Rücken an der Wand und nickte. Er sah aus, als wollte er sich entschuldigen.

Suko hielt es in seiner normalen Lage nicht mehr aus. Er bückte sich und bewegte die Hand flach über dem Boden, dabei immer den Geräuschen der rollenden Tränen folgend.

»Spürst du was?«

»Nein.«

»Aber sie sind doch da!« Harry ballte die Hände vor Wut zu harten Fäusten.

Der Inspektor richtete sich wieder auf. Harry hatte die Bewegung mitbekommen und ahnte, dass Suko einen anderen oder auch bestimmten Plan gefasst hatte.

Er sah sich nicht getäuscht, denn Suko griff dorthin, wo die Dämonenpeitsche in seinem Gürtel steckte. Er zog den kurzen Griff hervor und schlug mit dem unten offenen Ende einmal einen Kreis über den Boden. Wie drei Schlangen glitten die Riemen hervor und fächerten leicht auseinander.

Ihre Enden schwebten noch über dem Boden, was sich bald änderte, denn Suko bückte sich und tat im Endeffekt das gleiche, das er schon zuvor mit seiner Hand getan hatte.

Diesmal führte er die drei Riemen auf dem Boden entlang, als wollte er das Sichtbare aus dem Unsichtbaren hervorholen.

Harry Stahl schaute gebannt zu. Er wusste nicht genau, was Suko vorhatte, doch er hoffte, dass Suko damit Erfolg hatte.

»Spürst du was?«

Suko hob die Schultern. »Ich weiß nicht. Hier ist etwas, ich kann es spüren, aber ich kann es nicht zerstören. Es zeigt sich einfach nicht, verstehst du?«

»Nein…« Harrys Stimme zitterte.

»Ist auch nicht wichtig.« Suko ärgerte sich. Zum ersten Mal hatte er den Eindruck, von der Dämonenpeitsche im Stich gelassen zu werden. Er probierte es mit einem leichten Zuschlagen.

Auch da passierte nichts. Die drei Riemen landeten mit klatschenden Lauten am Boden und blieben dort liegen.

Es hatte keinen Sinn. Die andere Seite war einfach zu mächtig und mit allen Wassern gewaschen.

Suko erhob sich. Er ärgerte sich, denn hier konnte er einfach nichts machen.

Er drehte sich zu Harry Stahl um. Beide wollten sich um den anderen Raum kümmern.

Suko befand sich noch in der Bewegung, als es passierte. Das Licht oder die immense Kraft drang wie ein gewaltiger Schwall durch die offene Tür. Ein Energiestrom, der über beide hereinstürmte, sodass Suko das Gefühl hatte, von den Beinen gerissen zu werden. Er taumelte zur Seite, die Peitsche hielt er noch fest, und sein Blick traf Harry Stahl.

Der Kommissar sah aus, als wäre er von gewaltigen Lichtbögen umgeben, die einen bläulich-grünen Käfig um ihn herum gezeichnet hatten. Im nächsten Augenblick hatten beide den Eindruck, nicht mehr auf dem Boden zu stehen. Ihnen waren die Füße weggerissen worden, doch sie fielen nicht, sie schwebten davon.

Der Tunnel war da. Und zwei Körper verschwanden im Nichts…

***

Die Träne auf meiner Hand war zu einem Kristallberg geworden, obwohl sie noch auf der Haut lag. Ich starrte mit weit aufgerissenen Augen in diese Helligkeit, die nicht schmerzte, die aber auch in meinen Kopf drang.

Es war alles nicht mehr so wie sonst. In der Helligkeit schimmerte der Umriss eines kalten Gesichts. Sehr weit entfernt, deshalb nur schwach zu sehen, doch es war der Blick aus Luzifers grausamen Augen, der mich traf.

Und ich schaute hindurch, denn dort, sehr nah und trotzdem weit, stand die Frau.

Ich kannte sie als Isabell Munro. Das aber war sie nicht mehr, denn jetzt zeigte sie mir ihr wahres Gesicht.

Sie war nackt. Ihr Körper zeigte pralle Rundungen, beinahe provozierend große Brüste, ein dunkles Dreieck zwischen prallen Schenkeln, eine weiße Haut, die dennoch bläulich schimmerte. Ein verzerrtes Gesicht mit Haaren, die ebenso schwarz waren wie die der Isabell Munro, aber steil in die Höhe standen.

Mit ihren bloßen Füßen stand sie nicht auf dem Boden, sondern in einem Gefäß.

Es war der Becher, der wie ein Kelch aussah und mich sogar an den Dunklen Gral erinnerte. Aus dem Kelch hervor schaute der Griff eines Dolchs, wobei ich nicht genau erkennen konnte, ob es meiner war.

Jetzt wusste ich, wer damals vor unendlichen Zeiten die Tränen Luzifers aufgefangen hatte.

Keine geringere als Lilith, die erste Hure des Himmels!

***

Die kleine Kneipe lag in der Nähe des Hinterhofs, und sie gehörte zu den Treffpunkten, die eigentlich nur den Einheimischen bekannt waren. Touristen verirrten sich nur selten dorthin, und der Wirt hatte sich nach der Wende sehr schnell den neuen Gegebenheiten angepasst. Renoviert hatte er kaum etwas, sondern nur mehr mit der Beleuchtung gespielt. Bei Einbruch der Dunkelheit änderte sich deren Farbe, da gaben die Lampen im Lokal ein rotes Licht ab, damit jeder wusste, wie der Hase hier lief.

Hier konnten Kontakte geknüpft werden, und wer es besonders eilig hatte, der ging eine Etage höher, wo der Wirt aus drei gleich sieben Zimmer geschaffen hatte.

Tagsüber hielten sich die Mädchen zurück. Hin und wieder saß eine von ihnen müde am Tresen, nippte an ihrem Glas und saugte sich die Lungen mit Zigarettenqualm voll.

Die Kneipe selbst lag an einer Ecke und war auf den Namen »Körbchen« getauft.

Am Nachmittag war das Lokal nie gut besucht. Die morgendlichen Gäste hatten es verlassen, die anderen waren noch nicht da, und die Mädchen standen in den kleinen Räumen vor den Spiegeln, um sich zu schminken.

An einem alten runden Tisch nahe der Eingangstür saß Ecke, ein grauhaariger Mann um die Sechzig. Er war in der Gegend bekannt wie ein bunter Hund und wurde auch »Die sprechende Zeitung« genannt. Ecke hieß eigentlich Eckehart, aber niemand nannte ihn so.

Mit seinem Spitznamen war er zu einer Institution geworden. Er kannte jeden, er wusste alles. Er war Rentner und trug statt des rechten Beines eine Prothese. Nach jahrelangem Training bewegte er sich beinahe wie ein Gesunder und konnte, wenn es darauf ankam, sogar schnell laufen.

Ecke stellte sich mit allen Seiten gut. Mit den Mädchen, aber auch mit ihren halbseidenen Typen, die von ihm so manchen Tipp erhielten, wenn ihm mal wieder irgendwelche Zivi-Streifen aufgefallen waren, die in letzter Zeit verstärkt Patrouille gingen, da die Verbrechensrate in der Stadt doch sehr angestiegen war.

Die Zuhälter zeigten sich Ecke gegenüber dankbar, was sie auch dem Wirt mitgeteilt hatten. So bekam Ecke, der Rentner und Witwer, immer frei zu trinken.

An diesem Tag war er schon früh von seinem Spaziergang zurückgekehrt, hatte sich an den Tisch gesetzt, sein übliches Bier und den ebenfalls üblichen Schnaps bekommen und war eigentlich wenig gesprächig, was den vier anderen Gästen und dem Wirt auffiel.

»Bist du sauer?« rief der Mann hinter dem Tresen. Seine Glatze war er durch eine schwarze Perücke verborgen.

»Warum?«

»Du redest nicht.«

»Ich meditiere.«

»Ach so.«

Ecke schlürfte sein Bier, bestellte noch einen Schnaps und sagte, als das Glas gebracht wurde: »Außerdem warte ich auf jemand.«

»Auf wen denn?«

»Fritze Fuhrmann.«

»Fritze?«

»Sicher!«

»Was hast du denn mit dem zu tun?«

Ecke grinste über sein faltiges Gesicht. »Das möchtest du wohl gern wissen, wie?«

»Immer.«

»Sag ich aber nicht.«

Der Wirt trat einen Schritt zurück. »Oder hast du ihm alte Möbel besorgt?«

»Sehe ich so aus?«

»Kann doch sein.«

»Nee, damit beschäftige ich mich nicht. Dazu habe ich auch keine Lust, mein Lieber.«

»Klar, wie du willst.« Der Wirt wurde von der Theke her gerufen und bediente.

Ecke trank seinen Kurzen. Er schaute durch eines der Fenster. Dahinter bewegte sich eine Gestalt. Trotz des warmen Wetters trug sie einen Mantel. Er war lang und schwarz. Die gleiche Farbe hatte auch der Hut, den Fritz Fuhrmann beim Betreten der Kneipe nicht abnahm. Er blieb an der Tür stehen, überschaute das Lokal und musste sich vorkommen wie der Held in einem Western, wenn er den Saloon betritt. Nur sah Fuhrmann mehr aus wie der Bösewicht.

Er zog den Mantel nicht aus, als er sich neben Ecke setzte und ein Bier orderte. Erst als es vor ihm stand, sprach er den Einbeinigen an, wobei er seine Stimme senkte. »Gut, Ecke, du hast mich angerufen. Demnach gibt es etwas Neues.«

Ecke nickte.

»Was denn?«

»Lass mich erst mal trinken.« Ecke nahm das Glas, leerte es, stellte es wieder hin und hielt die Hand wie ein Bettler auf.

Diese Geste verstand auch Fuhrmann. Aus seiner Hemdtasche holte er einen zerknüllten Fünfziger und legte ihn in Eckes Hand, die sie sofort schloss. Das Bier wurde gebracht, erst dann redete Ecke, beobachtet von den anderen Gästen, die jedoch nichts verstehen konnten.

»Die Bullen sind weg.«

»Das weiß ich!« zischelte Fuhrmann.

»Aber«, fuhr Ecke fort und hob seinen rechten Zeigefinger, »da sind wieder welche gekommen.«

»Ach – und wer?«

»Die kenne ich nicht. Das heißt, einen davon schon. Es war dieser Kommissar, aber die anderen beiden sind mir unbekannt. Der Kleinere von ihnen hatte Schlitzaugen.«

Fuhrmann verzog den Mund. »Vietnam?«

»Glaube ich nicht. Der sieht anders aus als unsere ehemaligen Freunde aus dem Bruderstaat.«

»Wie denn?«

»Mehr wie ein Chinese.«

Fuhrmann nickte. Er hatte ein scharf geschnittenes Gesicht mit einem dicken Pickel, der links neben seinem Nasenflügel wuchs. »Die sind also in die Bude gegangen?«

»Ja. Und noch immer da.«

Fuhrmann schaute auf. »Woher weißt du das?«

»Ich hätte sie durch eines der Fenster hier sehen müssen. Sie können die Gegend nicht verlassen, ohne die Kneipe zu passieren. Au ßerdem war ich lange genug auf dem Hof.«

»Hat dich dort jemand gesehen?«

Ecke lachte rau. »Bin ich denn blöde? Nein, mich hat niemand entdeckt, Fritze.«

»Ich heiße Fritz, verdammt! Das andere könnt ihr sagen, wenn ihr unter euch seid.«

»Schon gut, reg dich ab. Damals, als du noch Spitzel für die Stasi warst, hast du dich nicht so angestellt.«

»Die Zeiten sind vorbei. Endgültig!«

»Ja, schon gut.«

»Weiter. Hast du noch etwas gesehen?«

Ecke legte die Stirn in Falten, als müsste er noch überlegen, ob er mit der Sprache herausrücken sollte. »Tja«, sagte er dann, »da war tatsächlich noch etwas.«
»Wo?«
»In der Bude.«
Auf Fuhrmanns Stirn entstand eine Furche. Er mochte es nicht, wenn jemand sein Geschäft so nannte. »Was war da denn?«
»Ein Licht«, wisperte Ecke. »So ein verdammtes Licht. Blau bis grün, sehr komisch.«
Fuhrmann starrte ihn an. »Spinnst du? Was für ein Licht denn?«
»Keine Ahnung.«
»Scheiße. Bist du nicht näher an die Fenster herangegangen?«
»Nein, bin ich nicht. Es kam mirkomisch vor. Ich wollte auch nicht gesehen werden. Ich hatte mich hinter den Müllkübeln versteckt. Das war eine gute Sache.«
Fuhrmann spielte mit seiner Hutkrempe, ohne allerdings die Kopfbedeckung abzunehmen. »Ist schon seltsam«, sagte er. »Haben die Bullen denn Lampen mitgebracht?«
»Nein, glaube ich nicht. Es ist sowieso alles ein Rätsel. Denk an die beiden Toten. Du hast Glück gehabt, dass du nicht dort gewesen bist. Dann hätten sie dir auch die Kehle von einem Ohr zum anderen durchgeschnitten, denke ich mir mal.«
»Ja, ich weiß.«
»Willst du nicht hingehen und dich selbst davon überzeugen, was da los ist?« lockte Ecke ihn.
Fuhrmann hob die Schultern.
»Angst?«
»Nein.«
»Außerdem können dich die Bullen nicht einbuchten. Die haben dich doch laufen lassen, nachdem sie dich befragt haben. Du hast dir doch seit der Wende nichts zuschulden kommen lassen, Fuhrmann.«
»Und vorher auch nicht.«
»Das denken nicht alle.«
»Mir ist es scheißegal.«
»Gut, Fritz. Ich kann dir nicht mehr sagen.«
Fuhrmann streckte die Beine aus und überlegte. Sollte er hingehen oder nicht? Im Prinzip hatte Ecke Recht. Man konnte ihm nichts, gar nichts. In seinem Geschäft waren zwei Männer ums Leben gekommen, ein dritter auf mysteriöse Art und Weise noch vor dem Laden, aber ihn selbst konnte man mit diesen Taten in keinen Zusammenhangbringen. Er hatte ein prima Alibi, man würde an ihn nicht herankommen.
Fuhrmann stellte fest, dass Ecke ihn beobachtete. Es gefiel ihm nicht. Dieser Mann wirkte immer wie jemand, der zwar viel wusste, aber nur die Hälfte davon preisgab.

Fritz stand auf. »Gut, das ist es mal wieder gewesen«, sagte er.
»Warst du zufrieden?«
Er grinste Ecke an. »Zufrieden darf man nie sein. Wer zufrieden ist, lässt sich hängen und bringt nichts mehr. Das solltest du dir merken. Nur die Unzufriedenen kommen voran.«
»Aha.«
Der Antiquitätenhändler fühlte sich von Ecke auf den Arm genommen. Er schnaubte wütend durch die Nase und drehte sich mit einer hastigen Bewegung um. Der lange Mantel flatterte in die Höhe. Fritz Fuhrmann brauchte eben die Schau, er konnte nicht anders. Er verschwand aus der Kneipe, und Ecke schaute zu, wie er eine bestimmte Richtung einschlug. Er würde dem Hof einen Besuch abstatten.
Der Mann, den sie auch »Die sprechende Zeitung« nannten, grinste vor sich hin. Er konnte gewisse Dinge riechen. Und hier roch es nach Ärger.
Ecke stand auf und wandte sich zur Tür, was dem Wirt seltsam vorkam. »Du willst schon gehen, Ecke?«
»Wie du siehst.«
»Warum?«
»Mein Holzbein juckt, ich muss in den Krieg.« Er tippte an seine Mütze. »Bis später mal.«
Er verließ das Lokal und schlug denselben Weg ein, den auch Fritz Fuhrmann gegangen war. Ecke hatte sich vorgenommen, gut aufzupassen. Es konnte ja sein, dass ihm sonst etwasentging, und das wollte er auf keinen Fall…

***

Ich drehte mich auf einer Scheibe stehend, deren Rotation mich nach vorn schleuderte, wobei mich ein Gummiband abfing, sodass ich nicht zu Boden stürzte. Mit beiden Armen ruderte ich, um den nötigen Halt zu finden, griff immer wieder ins Leere und stellte nach einer Weile fest, dass ich mir gewisse Dinge nur eingebildet hatte.
Ich taumelte nicht, ich fiel auch nicht. Ich drehte mich nicht um meine eigene Achse, stand nicht auf einer Scheibe und hatte den Platz nicht verlassen, an dem ich erwischt worden war.
Erwischt von wem?
Etwas war trotzdem mit mir geschehen. Nicht dass ich das Gedächtnis verloren und sich große Erinnerungslücken in mir aufgetan hätten, aber überlegen musste ich schon, was mir da widerfahren war.
Ich hatte Lilith in einer widerlichen und auch provozierenden Nacktheit gesehen, auf meiner Hand hatte eine von Luzifers Tränen gelegen, die schließlich zu einem gewaltigen Berg angewachsen war.

Sie war zu einem riesigen Kristall geworden, von dem ein starkes stroboskopartiges Licht ausgegangen war, das mich in seinen Bann gezogen hatte. Das war mir vorgekommen wie ein Überfall, und dieser Überfall hatte mich in die Tiefe gerissen.

In welche und warum?

Ich war wieder erwacht und hatte eigentlich erwartet, woanders zu sein.

Fortgerissen aus meiner Welt und abgetaucht in eine andere Dimension. Es stimmte nicht.

Nach wie vor stand ich in dem alten vollgestellten Schuppen. Mich umgab die Düsternis, und ich sah die Fenster nur mehr als blasse Ausschnitte. Isabell Munro war verschwunden. Es tat mir beinahe körperlich weh, wenn ich an sie dachte. Dieses verfluchte Weib war keine Geringere als Lilith, die auch als erste Hure des Himmels bezeichnet wurde, und sie hatte natürlich damals schon auf Luzifers Seite gestanden. Ihr war es gelungen, seine Tränen aufzufangen.

Nur war sie jetzt verschwunden, und ich befand mich noch immer an derselben Stelle.

Warum war sie gegangen? Warum hatte sie nicht die Gelegenheit genutzt, um mich zu töten?

Darüber musste ich noch grübeln, das wollte mir nicht in den Sinn.

Sie hätte mich ohne weiteres vernichten können und dafür auch sicherlich Beifall erhalten.

Es war nicht geschehen. Etwas musste sie gestört oder davon abgehalten haben.

Ich drehte mich um. Es klappte alles normal. Allmählich formierten sich auch wieder meine Gedanken, und mir fiel ein, dass ich nicht allein gekommen war. Suko und Harry Stahl mussten sich noch irgendwo aufhalten.

Nur hörte ich nichts von ihnen. Das machte mich misstrauisch und auch besorgt. Mir fiel ein, dass beide im Büro zurückgeblieben waren. Ob sie auch Besuch von Lilith bekommen hatten, wusste ich nicht, aber möglich war es, und ich wollte mich davon überzeugen.

Auf der Schwelle der offenen Tür blieb ich stehen. Das Büro war klein und mit einem Blick zu überschauen.

Beide Männer waren noch da.

Nur standen sie nicht mehr nebeneinander und unterhielten sich, sondern saßen auf dem Boden.

Harry Stahl hockte etwas schräg und mit der rechten Schulter an den Schrank gelehnt. Er stöhnte leise vor sich hin, die Hände lagen auf seinem Gesicht.

Suko lehnte an der Wand und schüttelte den Kopf, als wollte er irgendetwas vertreiben, das ihn störte.

»Suko…«

Er hatte meine Stimme gehört und drehte das Gesicht langsam in meine Richtung.

»Alles okay?«

Suko atmete tief ein. »Tja«, murmelte er, »ich weiß nicht. Irgendwas ist mit mir geschehen. Es ging schnell, sehr schnell, es hat nicht lange gedauert, denke ich mir mal. Aber ich fühle mich, als hatte man mich regelrecht leergesaugt. Jemand ist gekommen und hat mir einen Schlag gegen den Kopf versetzt, so fühle ich mich jedenfalls.«

Harry Stahl meldete sich. »So ähnlich ist es auch bei mir.« Er wollte aufstehen, hatte seine Mühe damit und war froh, dass ich ihm die Hand entgegenhielt. Ich half ihm hoch.

»Danke, John, das war schon ein Hammer.«

»Kann ich mir denken.«

»Und wie war es bei dir?« wollte Suko wissen.

»Ähnlich. Auch ich fühlte mich wie gerädert. Es war plötzlich alles anders, aber ich weiß jetzt, wer sich hinter Isabell Munros Maske verbirgt.«

»Nämlich?«

»Lilith!«

Suko schrak zusammen, als er den Namen hörte. Und er stellte auch sofort Zusammenhänge her. »Hat sie dann die Tränen des verdammten Luzifer aufgefangen?«

»Das muss wohl so sein.«

»Dann verstehe ich alles.«

»Was denn?«

»Nun ja, die Kraft, diese plötzliche Veränderung.« Suko schüttelte den Kopf. »Wir haben hier Dinge erlebt, die man kaum weitererzählen kann. Sie sind unwahrscheinlich. Oder hast du das Klicken und Rollen nicht gehört, John?«

»Nein.«

»Aber wir. Es kam uns so vor, als hätte sie den Becher ausgeleert. Nur haben wir keine dieser verdammten Perlen gesehen. Sie hielten sich im Unsichtbaren verborgen.« Suko deutete zu Boden. »Die Geräusche waren laut genug, um sie verfolgen zu können, aber wir sahen keine einzige Kugel. Es war verrückt.« Suko räusperte sich. »Ich habe es sogar mit der Dämonenpeitsche versucht, denn ich wollte sie stoppen, aber ich schaffte es nicht.«

Ich nickte. »Das ist eine andere Magie, Suko, eine Urzeit-Magie. Ich will nicht sagen, dass wir auf verlorenem Posten stehen, aber ein wenig komme ich mir schon so vor. Wir müssen jedenfalls mit einigen Überraschungen rechnen.«

Auch der Kommissar wirkte ratlos. »Ich möchte gern wissen«, murmelte er, »was eigentlich genau geschehen ist. Ich bin mir vorgekommen, als hätte mich jemand weggerissen. Einfachweg aus

dieser Welt und dann hineingestoßen in eine andere. Da war das Licht, und ich spürte plötzlich, wie sich alles veränderte, aber ich wurde hier wach und nicht woanders. Verdammt noch mal, was ist in der Zwischenzeit geschehen?«

Suko hob die Schultern.

Auch ich schwieg.

»Wo sind wir gewesen? Wohin hat man uns gebracht? Oder sind war gar nicht fort gewesen? Haben wir uns alles nur eingebildet? Warum der Auftritt dieser Isabell Munro? Was hat sie mit uns vorgehabt?«

Antworten konnten wir ihm nicht geben, denn die gleichen Fragen stellten auch wir uns, ohne damit weiterzukommen.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich.

»John, du bist der Fachmann!«

Da hatte er zwar irgendwie Recht, in diesem Fall aber kam auch ich nicht weiter. Ich ging von einer Demonstration der Stärke aus.

Lilith hatte uns zeigen wollen, dass sie den Becher besaß. Sie war stärker gewesen als wir, und selbst ich hatte mit meinem Kreuz nichts ausrichten können.

Harry Stahl wartete auf eine Antwort. In seinen Augen lag ein Glanz, der mich an Fieber erinnerte. Doch ich konnte nur die Schultern heben.

»Was sagst du denn, Suko?«

»Das ist schwer, Harry. Jedenfalls habe ich Kopfschmerzen. Nein, das ist zu viel gesagt. Es ist ein Druck im Kopf, als wäre etwas Fremdes darin.«

»Ja, ja, bei mir auch«, bestätigte Harry. »Und wie sieht es mit dir aus, John?«

»Da ist alles okay.«

»Dann hast du es von uns dreien am besten überstanden, obwohl du ja direkt neben ihr gestanden hast.«

»Das ist wahr.«

Es hatte keinen Sinn mehr für uns, hier noch länger herumzustehen und zu diskutieren. Man hatte uns buchstäblich vorgeführt, geleimt, und wir standen wieder da, wo wir angefangen hatten.

»Wäre es besser, wenn wir die Bude hier verlassen«, sagte der Kommissar. »Man hat uns die Grenzen aufgezeigt. Drei Menschen sind gestorben, wir kennen den Täter oder die Täterin, aber wir sind nicht in der Lage, sie zu fassen.«

»Das stimmt«, gab ich zu.

»Eine Blamage für die Polizei.« Harry schüttelte den Kopf. »Und doch ist etwas zurückgeblieben.« Er nickte und ballte seine Hände zu Fäusten. »Ich spüre es überdeutlich. Da gibt es etwas.« Er schaute sich um, als könnten ihm die wenigen Einrichtungsgegenstände des Büros Auskunft darüber geben, aber diese tote Materie schwieg.

Schließlich hob er die Schultern und ging mit gesenktem Kopf vor.

Auch wir verließen das Büro. Vor uns öffnete der Kommissar die Eingangstür. Das hellere Licht drang uns entgegen. Auch die Welt außerhalb dieser Mauern hatte keine Veränderung erfahren. Sie war gleichgeblieben. Sogar der Himmel zeigte die gleiche graue Farbe.

Aber auf dem Hof stand jemand.

Harry Stahl sah ihn als Erster. »Was will der denn hier?«

»Wer ist das?«

»Fritz Fuhrmann. Ihm gehört das Geschäft hier. Er ist der Besitzer.«

»Na und?«

»Dass der sich noch hertraut, wundert mich«, flüsterte der Kommissar. Er warf mir einen schnellen Blick zu. »Oder glaubst du, dass er mit der anderen Seite unter einer Decke steckt?«

»Das wäre gut möglich.«

»Okay, dann werde ich mal mit ihm reden, John…«

***

Dieser Fritz Fuhrmann gab sich selbstsicher und sogar noch mehr als das. Ziemlich überheblich schaute er uns entgegen, und es war vor allen Dingen Harry, auf den er seinen Blick richtete.

»Ich grüße Sie, Herr Kommissar«, sagte er im breitesten Sächsisch und wies gegen seinen Laden. »Kann ich ihn trotzdem wiedereröffnen, obwohl sie den Mörder noch nicht gefunden haben?«

»Nein, das können Sie nicht.«

»Schade.« Fuhrmann rückte seinen Hut zurecht. »Das bedeutet für mich einen großen Verlust, wie Sie sich bestimmt denken können.«

»Hatten Sie so viel zu tun?«

»Sicher.«

»Und die beiden Toten sind Ihnen noch immer nicht bekannt, Herr Fuhrmann?«

Das Gesicht des Mannes zeigte ein breites Grinsen. »Sie können mich noch hundertmal fragen, Kommissar, aber ich kenne sie nicht. Schon einmal habe ich zu Protokoll gegeben, dass sie mir unbekannt sind. Es tut mir echt Leid für Sie.«

»Das braucht es Ihnen nicht. Vonder Antiquitäten-Mafia haben Sie demnach auch noch nichts gehört?«

»Doch, habe ich.«

Dieses Geständnis überraschte Harry. »Sie kennen sich aus?«

»Sorry, habe ich nicht gesagt.« Fuhrmann wedelte mit beiden Händen. »Ich habe davon gehört und auch darüber gelesen. Sie wissen doch selbst, was alles durch die Medien geht. Die Kerle sind bei mir eingebrochen und…«

»Nach einem Einbruch sah es nicht aus«, unterbrach ihn Harry Stahl. »Die beiden Kerle haben den Laden auf dem normalen Weg betreten.

Sie schlossen die Tür auf und konnten sich gründlich umschauen.«
»Leider.«
»Sie wurden getötet.«
»Ich war es nicht!«
Stahl lächelte kantig. »Sie werden lachen, Fuhrmann, ich glaube Ihnen sogar.«
Er deutete eine Verbeugung an. »Wie wunderbar, Herr Stahl. Ich bedanke mich recht herzlich.«
»Dazu haben Sie keinen Grund. Nach wie vor bin ich davon überzeugt, dass Sie indirekt mit der Tat zu tun haben.«
»Ich kann Ihnen nicht folgen. Wieso denn?«
»Soll ich Ihnen etwas über heiße Ware erzählen, Fuhrmann? Ihnen doch nicht, verdammt!«
»Ach, Herr Kommissar, Sie dürfen das nicht so eng sehen. In unserem Geschäft ist man eben noch auf Treu und Glauben ausgerichtet, und schwarze Schafe gibt es überall. Ist in Ihrem Job auch so. Oder haben Sie noch nie von bestechlichen Polizisten gehört? Da könnte ich Ihnen aber mehr sagen.«
»Das steht jetzt nicht zur Debatte.«
Fuhrmann hob die Schultern. »Ich wollte auch nur mal schauen, ob ich meinen Laden wieder öffnen kann. Außerdem habe ich mir gedacht, mir eine Alarmanlage zuzulegen, obwohl ich ja irgendwie Glück gehabt habe, dass nichts gestohlen wurde.« Er grinste breit.
»Jedenfalls wünsche ich Ihnen viel Glück bei der Jagd auf den oder die Täter.« Er nickte uns zu. »Wie ich sehe, haben Sie sogar Verstärkung erhalten. Guten Tag, die Herren.«
Wir erwiderten den Gruß nicht, was Fuhrmann offensichtlich verärgerte.
»Nun, wenn das so ist, werde ich meinen Weg jetzt fortsetzen. Oder spricht was dagegen?«
»Im Prinzip nicht.«
»Ich danke Ihnen, Herr Kommissar. Sollten Sie wider Erwarten Erfolg haben, lassen Sie es mich wissen.« Er hatte den letzten Satz voller Spott gesprochen und fühlte sich in seiner Rolle wohl ausgezeichnet. In der Tat konnte man ihm nichts anhaben. Fuhrmann stand nicht einmal auf der Liste der Verdächtigen.
Er verbeugte sich, nahm den Hut nicht ab, und provozierend langsam drehte er sich um.
Harry Stahl hatte die Lippen zu einem Lächeln verzogen. Ich konnte es sehen, weil ich seitlich von ihm stand.
Das Lächeln veränderte sich.
Es wurde zu einem Grinsen.
Es verzerrte sich noch weiter, und Harry Stahl bewegte seinen rechten Arm.

Was er genau unternahm, bekam ich nicht mit. Und als ich es sah, da war es bereits zu spät.

Er hatte seine Dienstwaffe gezogen, streckte den rechten Arm aus, zielteauf den Hinterkopf des weggehenden Fritz Fuhrmann…

Und drückte eiskalt ab!

***

Ich stand da, einfach nur da. Die Welt ging unter, und ich erlebte ein Theaterstück. Ich sah einen Film, ich sah einen zuvor präparierten Schauspieler, aus dessen Wunde am Hinterkopf das Blut quoll und der dann mit einer perfekt einstudierten Bewegung nach vorn fiel und auf dem Gesicht landete.

Tot, ermordet durch einen Kommissar namens Harry Stahl! Und dies in Beisein von Zeugen.

Das war der reine Wahnsinn. Das packte ich nicht, und ich kam mit der Realität nicht zurecht. Es waren vielleicht Stunden vergangen, tatsächlich nur Sekunden, und ich hörte mich sprechen, aber meine Worte hallten in einen luftleeren Raum.

»Bist du denn wahnsinnig, Harry?«

Er gab mir keine Antwort, lachte nur und ging auf den am Boden liegenden Mann zu.

Ich wollte es nicht glauben, es passte nicht in meine Welt. Das war irrational. Ich musste einer Halluzination erlegen sein.

Schon viel hatte ich in meinem Leben hinter mich gebracht. Manch böse, tödliche Überraschung, aber das hier schlug dem Fass den Boden aus. Das war zu viel.

Der Kommissar ging weiter.

Ich hörte seine tappenden Schritte, und plötzlich brach bei mir der Damm. Jetzt wusste ich, dass ich diese grauenhafte Tat nicht geträumt hatte, der Tod hatte tatsächlich vor meinen und den Augen meines Freundes Suko zugeschlagen.

Kommissar Harry Stahl war zu einem eiskalten Killer geworden!

Ich musste ihn stoppen, und meine Hand bewegte sich auf die Beretta zu.

»John…«

Suko hatte mich angesprochen. Ich drehte ihm den Kopf zu.

Zwei Dinge nahm ich wahr.

Seine eiskalten Augen und einen großen Schatten, der eigentlich keiner war, sondern eine Faust.

Sie erwischte mich mit ungeheurer Wucht am Kopf.

Ich hörte mich nicht schreien. Dafür flog ich zurück, knallte irgendwo gegen, was einen dumpfen Ton verursachte, und einen Augenblick später vergaß ich alles.

Den Mord, meinen Freund Suko, die gesamte kleine Welt, die sich auf

diesem Hinterhof zusammengefunden hatte.
Nur Finsternis umgab mich…

***

Etwas klatschte gegen meine Wangen, als wäre ein Hund dabei, mir permanent die Zunge ins Gesicht zu schlagen. Ich wollte es nicht, ich wollte nur meine Ruhe haben, ich wollte den Hund zur Seite schieben, doch allein mit dem Willen schaffte ich es nicht, und meine Arme bekam ich nicht mehr hoch. »He, alter Knochen, wach mal auf…« Eine Stimme. So fern und doch so nah. Sie hatte mich angesprochen, war in meinen brummenden Schädel gekrochen, als wollte sie alles andere verdrängen.

Jemand fasste mich unter. Ich hörte ein Stöhnen. Auch eine Beschwerde. »Meine Güte, ist der Kerl schwer…«

Man hob mich an. Ich bekam nur undeutlich mit, dass ich weggeschleift wurde, und ich hoffte, nicht auf die Beine gestellt zu werden, denn ich konnte mir vorstellen, dass ich mich aus eigener Kraft kaum würde halten können.

Nein, man stellte mich nicht hin. Ich geriet in eine halb sitzende und halb liegend Position. An der Schulter und am Rücken war ein harter Widerstand.

Ich öffnete die Augen. Dabei spürte ich selbst die flatterhaften Bewegungen der Lider. Das Licht, das in meine Augen stach, schmerzte.

»Aha, du bist wach…«

Ja, ich war wach, obwohl in meinem Kopf ein großes Durcheinander herrschte. Ich hatte Schmerzen. Den Kopftreffer musste ich erst noch verdauen.

»Sieh mich doch mal an, Partner!«

Ich öffnete die Augen erneut, und diesmal ließ ich sie auch offen.

Die Wolkendecke war aufgerissen. Sonnenstrahlen tupften in den Hinterhof, trafen auch den Toten, und als ich ihn sah, kehrte die Erinnerung schlagartig zurück.

Die Szene lief noch einmal vor meinem geistigen Auge ab. Ich konnte nicht behaupten, dass ich sie jetzt besser begriff, aber ich wusste, dass ich sie nicht geträumt hatte. Zudem erinnerte ich mich an Sukos Verhalten. Er stand auf Harrys Seite, auf der Seite eines eiskalten Killers.

Es gab keine Stelle am Körper, an der mir nicht der Schweiß ausgebrochen war. Ich zitterte plötzlich und war froh, die Hand mit der Flasche zu sehen, die mir hingehalten wurde.

»Hier, Partner, trink mal.«

»Danke«, flüsterte ich.

Es war Schnaps. Ein scharfes Zeug. Ich nahm auch nur einen Schluck

und gab die Flasche sofort zurück.

»Nicht dein Fall?«

»Nein«, murmelte ich geistesabwesend.

Der Tote lag im Hof.

Das war eine Tatsache.

Die Kollegen waren noch nicht am Tatort erschienen. Also war ich nicht lange bewusstlos gewesen. Es waren wohl nur Minuten vergangen seit der schrecklichen Tat.

Wer die Tat außer Suko und mir beobachtet hatte, wusste ich nicht. Sicherlich waren zahlreiche Menschen von dem Schuss aufgeschreckt worden, auch der Mann mit seiner flachen Mütze und dem faltenreichen Gesicht, der vor mir hockte und dessen Fahne ich roch.

»Wer sind Sie?«

»Kannst mich Ecke nennen.«

»Okay.«

»Wie heißt du?«

»John.«

»Klingt nach Ausland.«

»Ja, England.«

Ich presste meine Hände gegen den Kopf und versuchte so, die Schmerzen und die Dumpfheit zu vertreiben, was mir allerdings nicht gelang.

Es blieb dieses Tuckern und Hämmern, als hätte man mir einen fremden Schädel auf den Hals gepresst.

»Hat jemand die Polizei gerufen?« fragte ich.

Ecke hob die Schultern. »Ich nicht.«

»Sie waren Zeuge – oder?«

»Klar war ich das. Und du kannst mich ruhig duzen. Das war vielleicht ein Hammer. Der Bulle zog die Kanone und erschoss Fritze Fuhrmann. Einfach so.« Er schüttelte sich wie unter einer Gänsehaut. »Ich begreife das nicht. Wenn es ein Killer gewesen wäre, okay, aber doch kein Polizist. Oder was meinst du dazu?«

»Ich gebe dir Recht.«

»Du bist auch ein Bulle, wie?«

»Kann man so sagen.«

»Der Chinese ebenfalls?«

»Wir gehören zusammen.«

»Der ist mit dem Killer abgehauen.« Ecke änderte seine hockende Haltung nicht, als er sich drehte und dorthin zeigte, wo die schmale Durchfahrt begann. »Die rannten, als wäre der Teufel hinter ihnen her. Ich habe Schiss bekommen, denn ich rechnete damit, dass sie mich gesehen haben, doch ich hatte Glück.«

»Teufel ist gut«, murmelte ich. »Was sagtest du?«

»Schon gut, wir…« Ich unterbrach mich, weil ich das Jammern der

Sirenen hörte. Die deutschen Kollegen kamen, sie waren von den Bewohnern alarmiert worden, und ich würde den Polizisten erklären müssen, dass der Mord von einem ihrer Kollegen begangen worden war.

Von einem Kommissar, den ich als meinen Freund angesehen hatte. Undich verstand auch Sukos Reaktion nicht. Warum, zum Henker, hatte er mich niedergeschlagen?

»Die Bullen werden Fragen haben«, sagte Ecke. »Ist mir gar nicht recht.«

»Dir kann doch nichts passieren.«

»Das hoffe ich.«

Die Wagen fuhren durch die Einfahrt in den Hinterhof. Ihre Sirenen jammerten an den Fronten der Häuser entlang, und mir klang es in den Ohren wie die Schreie gemarterter Seelen.

Ecke setzte sich neben mich. Gemeinsam schauten wir zu, wie die Wagen stoppten und von ihren Fahrern und Mitfahrern verlassen wurden.

Ich wusste, was nun kam. Ich musste es auch über mich ergehen lassen, trotz der Kopfschmerzen. Um Suko und vor allen Dingen um Harry Stahl machte ich mir große Sorgen.

Ich konnte ihr Tun nicht begreifen. Instinktiv aber wusste ich, dass die schreckliche Tat des Kommissars nur mit Luzifers Tränenbecher zusammenhängen konnte…

***

Es war mehr als eine Stunde vergangen. Ich hatte zwei Tabletten genommen, die Schmerzen waren zurückgedrängt worden.

Befragt worden war ich von einem Mann namens Ludwig Gericke.

Er war Oberkommissar, ungefähr in meinem Alter, ein hoch aufgeschossener, sehr ruhiger Mann mit dunklen Haaren, der eine Goldrandbrille trug. Seine Haut war blass. Auf ihr zeichneten sich dunkle Bartschatten ab. Er kam nicht aus Sachsen und sprach hessischen Dialekt.

Seine Leute befragten die Anwohner, und auch Ecke hatte bleiben müssen. Er stand draußen vor dem Wagen, während ich mit Gericke in dessen Fahrzeug saß. Immer wieder strich er über seine Wangen und hob dabei die Schultern. »Ich muss Ihnen glauben, Herr Sinclair, denn Sie sind kein Unbekannter bei uns. Aber ich möchte Ihnen eines sagen. Ich kann das Verhalten meines Kollegen Stahl nicht begreifen.«

Da hatte er mir aus der Seele gesprochen. Auch meine Gedanken drehten sich ausschließlich um dieses eine Thema, und ich musste auch an Willi Mallmann denken, der früher einmal ein Kommissar des BKA gewesen war, sich aber mit Assunga als grauenhafter Blutsauger in die Vampirwelt zurückgezogen hatte, um von dort aus seine

Aktivitäten zu lenken. Er hatte Pech gehabt, war zu Dracula II geworden und war jetzt ein Vampir.

»Es gab keinen Grund, auf den Mann zu schießen«, sagte ich.

»Aber das brauche ich Ihnen ja nicht zu sagen.«

»Nein, Herr Sinclair. Wir haben übrigens die Fahndung nach Harry Stahl ausgeschrieben.«

»Das hätte ich an Ihrer Stelle auch getan.«

Die Sorgen waren Gericke vom Gesicht abzulesen. »Sollten wir ihn stellen, müssen wir damit rechnen, dass er sich wehrt. Ebenso wie Ihr Partner Suko. Wenn ich ehrlich sein soll, fürchte ich vor einer Begegnung mit den beiden.«

»Mir ergeht es ähnlich.«

»Es ging Ihnen um diese drei Morde.«

»Richtig.«

»Der Killer wurde nicht gefasst. Da Sie mit im Spiel sind, nehme ich an, dass der Fall okkulter Natur ist. Da liege ich richtig, oder?«

»Ja, Herr Gericke, Sie liegen richtig. Und das ist auch meine Hoffnung, was den Kollegen Stahl betrifft.«

Gericke zeigte sich verwirrt. »Das möchte ich gern genauer erklärt haben, falls es Ihnen nichts ausmacht.«

»Ich werde Ihnen ein grobes Bild meiner Folgerungen geben.« Ich schaute aus dem Seitenfenster in den Hinterhof, der längst nicht mehr in der gewohnten Stille lag. Die Männer der Spurensicherung taten ihre Arbeit. »Es könnte sein, dass Harry Stahl und auch mein Freund und Kollege Suko von einer anderen Kraft beeinflusst werden. Dass sie praktisch unter deren Kontrolle stehen.«

Ludwig Gericke räusperte sich. Aber damit konnte er beim besten Willen nichts anfangen, wie ich seinem Kopfschütteln entnahm. »Ich würde eher an eine psychiatrische Behandlung denken«, sagte er, »wenn wir ihn haben. Es muss doch bei ihm was ausgerastet sein, denke ich.«

»Möglich.« Ich sprach schnell weiter. »Allerdings nicht so, wie Sie denken. Hier sind Kräfte im Spiel, die älter sind als unsere Welt. Ich kann Ihnen das nicht im Einzelnen erklären, aber wir haben es hier mit Dingen zu tun, die Menschen unter ihre Knute zwingen. Dazu zähle ich den Kommissar und auch meinen Freund und Kollegen Suko. Beide hatten nicht die Kraft, sich dagegenzustemmen.«

»Aber Sie haben mir doch gesagt, dass Sie ebenfalls dieses Erlebnis hatten mit einer gewissen Isabell Munro.«

»Ich weiß, worauf Sie hinauswollen, Herr Gericke. Ich bin nicht beeinflusst worden. Ich bin davon verschont geblieben.«

»Genau, und ich frage natürlich nach den Gründen. Nicht dass Sie mich als zu misstrauisch einschätzen, aber…«

»Mein Kreuz.«

»Wie bitte?«
Ich zeigte es ihm und erklärte ihm auch in kurzen Sätzen, was es mit dem Kreuz auf sich hatte. Ich war mir nicht sicher, ob er mir Glauben schenkte, doch als ich geendet hatte, sage er: »Gut, ich akzeptiere es.«
»Lassen wir die Mystik mal beiseite, Kollege. Wie sieht es mit den Fakten aus?«
»Was meinen Sie?«
»Ich denke da an die Frau namens Isabell Munro.«
»Habe ich schon vorhin über den Zentralcomputer abfragen lassen. Sie ist nirgendwo gespeichert. Dieser Name ist nie aufgetaucht.«
»Das dachte ich mir.«
»Wenn sie tatsächlich über außergewöhnliche und sagen wir ruhig übermenschliche Kräfte verfügt, werden wir kaum in der Lage sein, diese Person zu finden. Die kann mit uns Katz und Maus spielen. Ich denke eher, wir sollten uns an die beiden anderen Verschwundenen halten. Die Fahndung läuft, die uniformierten Kollegen wissen Bescheid. Mehr können wir im Augenblick nicht tun und nur hoffen, dass nichts passiert. Dieser eine Mord, von einem Kollegen begangen, reicht mir.« Er schüttelte den Kopf. »Ich kann undwill es einfach nicht begreifen, Herr Sinclair.«
»Auch mir fällt es schwer.«
Ich konnte den Oberkommissar verstehen. Er hatte eine Leiche, er hätte auch einen Mörder. Nur musste der Täter gestellt und verhaftet werden, das war das Problem. Außerdem würden sich beide wehren, sollte man sie stellen. Das Risiko, dass es Töte gab, war hoch genug, und davor hatte auch ich Angst.
»Wie geht es Ihrem Kopf?«
»Er sitzt noch drauf. Der Schlag war nicht zu hart. Er hat gerade mal ausgereicht, um mich für die Zeit außer Gefecht zu setzen, die beide brauchten, um zu verschwinden.«
»Hoffentlich nicht auf Nimmerwiedersehen.«
Ich schwieg und öffnete die Wagentür. Die stickige Luft im Fahrzeug wurde abgelöst von einer etwas kühleren. Mit steifen Bewegungen verließ ich den Wagen und schaute dorthin, wo der tote Fritz Fuhrmann einmal gelegen hatte.
Man hatte die Leiche abtransportiert. Nur ein roter Fleck war geblieben. Blut, das aus der Wunde geronnen war.
Ich hörte neben mir die Stimme des deutschen Kollegen. »Wie sieht es bei Ihnen aus, Herr Sinclair? Bleiben Sie in Leipzig?«
»Vorerst ja.«
»Wo wohnen Sie?«
»In der City. Hotel Merkur. Es ist nach der Renovierung ganz nett geworden.«
»Ach ja, der Kasten.« Gericke betrachtete die Rückseite der Häuser.

»Auch hier müsste mal etwas getan werden. Aber das Geld… Sie wissen ja, dasist es, was fehlt.« Er schüttelte den Kopf, weil er vom Thema abgekommen war. »Wir können eben nur auf die Ergebnisse der Fahndung hoffen.« Er sah mein skeptisches Gesicht.

»Sie glauben nicht daran, dass wir sie finden.«

»Nein.«

»Was macht Sie zu einem Pessimisten?«

»Ich will es Ihnen gern sagen. Harry Stahl und auch Suko kennen alle Tricks. Sie wissen sehr genau, wie sie bestimmten Polizeifallen entgehen können. Daher wird es schwer werden.«

»Stimmt. Aber etwas müssen wir tun.«

»Ich weiß.«

Gericke lachte. »Das klang schon weniger pessimistisch. Haben Sie sich bereits einen Plan zurechtgelegt?«

»Dazu liegen die Dinge zu kompliziert. Ich denke aber, dass sich die andere Seite melden wird. Beide sind meiner Meinung nach ver ändert worden. Ich glaube nicht, dass sie sich in Harrys Wohnung verstecken. Sie haben andere Pläne. Oder besser gesagt: *Man* hat mit ihnen andere Pläne.«

»Wer?«

»Isabell Munro, zum Beispiel. Sie dürfen diese Person auf keinen Fall unterschätzen, Herr Gericke. Sie ist nicht nur irgendwer. Sie ist eine besondere Frau. Wenn sie diese, ich gebe zu, hübsche Person sehen, wenn sie vor Ihnen steht, werden Sie begeistert sein. Aber sie hat ein zweites Gesicht, eine andere Gestalt, denn sie ist so etwas wie eine Urdämonin.«

»Da komme ich nicht mehr mit.«

»Kann ich mir denken.«

Ludwig Gericke blickte ins Leere. Dann gab er mir seine Karte.

»Jedenfalls rufen Sie mich an, wenn Sie eine Spur gefunden haben. Das gleiche gilt auch für mich.«

»Sicher.«

Wir reichten uns zum Abschied die Hand. Keiner von uns lächelte.

Als ich dann auf die Einfahrt zuging, hatte ich noch immer den Eindruck, nicht mit beiden Beinen auf dem Boden zu stehen, sondern zu schweben. Es mochte an den Nachwirkungen des Treffers liegen oder aber daran, dass ich innerlich völlig zerrissen war.

Um den Hof zu verlassen, musste ich durch die Einfahrt gehen.

Ich schaute nicht hoch zu den Fenstern. Die meisten davon waren besetzt. Menschen sind nun mal neugierig, man kann es ihnen nicht verübeln. Zwischen den beschmierten Wänden der Einfahrt war es schattig. Ich spürte die Kühle auf der Haut und sah einen Mann am Ende stehen. An der Mütze erkannte ich ihn.

»Hallo, Ecke«, sagte ich.

Er grinste schief, als er den Kopf drehte. »Na, mein Freund, der Polizist.«
Auch auf der Straße hatten sich Neugierige gesammelt. Zwei Polizisten hielten sie davon ab, die Einfahrt zu betreten. Allein ihre stumme Anwesenheit reichte aus, um die Leute zurückzuhalten. Ich sah auch Harrys Dienstwagen, einen dunkeln Opel, am Rand der Straße stehen. Er war geöffnet worden und wurde untersucht.
»Nichts, wie?«
»Richtig, Ecke.«
»Und jetzt?«
Er war kleiner als ich. Erst jetzt bemerkte ich, dass er ein steifes Bein hatte. »Hast du schon mal einen ratlosen Polizisten gesehen?«
»In der letzten Zeit öfter.«
»Hier steht einer neben dir.«
Ecke hob die Schultern. »Tja, ich kann auch nichts daran ändern.«
»Aber du kennst dich aus, denke ich.«
»Wie meinst du das?«
»Hier und vielleicht überall in der Stadt.«
Sein Lächeln wurde verschmitzt. »Nun ja, das könnte man mit gutem Willen so behaupten. Ich bin Rentner, habe nichts zu tun und halte die Augen offen.«
»Da kommen wir uns schon näher.«
»Was meinst du damit?«
»Kann ich dir sagen. Du hast alles mitbekommen.«
»Was ich deinen Kollegen auch gesagt habe.«
»Die volle Wahrheit?«
»Immer.«
»Alles? Tatsächlich alles?«
Er druckste herum. »Du musst das nicht so genau nehmen, John. Einiges… nun ja, ich weiß nicht … es kann auch eine Täuschung gewesen sein, denke ich.«
»Erzähl trotzdem.«
Ecke leckte über die Lippen. »Ich habe Durst.«
»Sollen wir einen Schluck trinken?«
»Wäre gut. Bier ölt hin und wieder mein Gedächtnis. Ich habe da eine Stammkneipe. Sie liegt nur eine Ecke weiter.«
»Okay, gehen wir.«

***

Wenig später standen wir am Tresen des Ecklokals. Es hatte sich herumgesprochen, was passiert war.
Ecke war bekannt wie ein bunter Hund. Ich wurde zuerst komisch angeschaut, wenig später akzeptiert, als wir an der schmalen Seite der langen Theke standen. Ecke hatte sein Bier bekommen, auch einen

Schnaps dazu und prostete mir zu.
Ich trank kein Pils, sondern Mineralwasser.
»Was hast du noch gesehen, Ecke?«
»Nicht viel.« Er trank erst einmal. Er leerte sein Glas. Über den Zug konnte ich nur staunen. »Wie gesagt, ich habe meine Augen überall, und dabei ist mir etwas aufgefallen. Als der Kommissar und dein Freund verschwanden. Ich bin nun mal etwas neugierig. Ist eine Berufskrankheit. In meinem Alter denkt man nicht mehr so sehr an die Risiken. Ich lief den beiden nach. Irre, wie?«
»Weiter.«
»Sie erreichten die Straße hier. Auch an dieser Kneipe sind sie vorbeigewuselt. Sie waren natürlich schneller als ich mit meinem Bein, aber ich hörte den Motor eines anspringenden Wagens. Den habe ich dann auch gesehen. Es war ein alter Mercedes. Wenn du mich jetzt nach dem Kennzeichen fragst, dann muss ich leider passen. Das habe ich nicht erkennen können.«
»Was dann?«
Der Wirt stellte ihm einen Schnaps hin, weil Ecke mit den Fingern geschnippt hatte. »Dafür die Farbe des Autos. Sie war auffällig. Ein tiefes Rot.«
Ich nickte. »Das ist schon etwas. Und du hast meinen Kollegen davon nichts erzählt?«
»Nein.«
»Warum nicht?«
Eckes Gesicht verzog sich. »Da war einer unter ihnen, der hat mich wie den letzten Dreck behandelt. Als wäre ich ein Penner. Du kannst dir vorstellen, dass mein Mund verschlossen blieb.«
»Ja, das kann ich.« Zu dieser kleinen Notlüge hatte ich greifen müssen, tatsächlich dachte ich anders darüber.
»Jetzt brauchst du ja nur den roten Wagen zu finden. Ein älteres Modell, John.«
»Ich werde mich bemühen. In welche Richtung ist er gefahren?«
»Innenstadt.«
»Da wohne ich.«
»Mehr kann ich nicht sagen.«
Ich schlug ihm auf die Schulter. »Das war schon ziemlich gut, mein Lieber.«
»Ist denn eine Belohnung ausgesetzt?« wollte er wissen.
»Ich weiß es nicht.«
»Wäre für mich wichtig.«
Ich verstand den Wink. Aus der Hosentasche holte ich zwei zerknitterte Geldscheine, die ich Ecke in die Hand drückte.
»War doch nicht nötig«, sagte er.
»Schon gut.«

»Wenn noch was sein sollte, John, du kannst mich hier in der Kneipe immer finden.«

»Ich werde es mir merken. Mach’s gut.« Ich legte Geld auf den Tresen und ging.

Trotz der leicht veränderten Lage war ich kaum optimistischer geworden. Ich hatte eher den Eindruck, alswürde eine Schlinge um meinen Hals liegen.

Die Sonne hatte die Wolkendecke durchbrochen. Hell und klar stand sie am Himmel. In mir jedoch konnten ihre Strahlen das kalte Gefühl nicht vertreiben…

***

Ich war durch den Eingang des großen Hotels in die etwas düster wirkende Halle gegangen, hatte mir den Schlüssel geben lassen, einen kurzen Blick auf die Hallenbar geworfen und war dann nach oben in den sechsten Stock gefahren, wo ich mein Zimmer hatte.

Hier wohnte ich nicht zum ersten Mal. Der Komfort war sogar noch besser geworden.

Ich schaute über die Stadt. Noch einmal rief ich aus der Erinnerung ab, was eigentlich geschehen war, und beschäftigte mich dann mit den Folgen. Für mich stand fest, dass Kommissar Harry Stahl kein Mörder war, obwohl er diesen Antiquitätenhändler getötet hatte. Er hatte es aber bestimmt nicht aus eigenem Antrieb heraus getan.

Harry war dazu gezwungen worden, von einer uralten Macht, die wieder dabei war, sich zu manifestieren.

Das allerdings musste bewiesen werden, sollte es zu einer Gerichtsverhandlung gegen Harry Stahl kommen. Darin lag das Problem. Wie konnte ich es beweisen, wer würde mir glauben? Man würde mich auslachen, für verrückt erklären, und da würde mir selbst Sir James mit seinen guten Beziehungen nicht helfen können.

Die Zukunft sah verdammt trübe aus.

»Scheiße«, sagte ich laut.

Jemand lachte.

Ein kurzes hämisches Lachen. Ich dachte daran, dass jemand im Nebenzimmer dieses Lachen ausgestoßen hatte, doch als es noch einmal erklang, wusste ich, dass dem nicht so war.

In meinem Zimmer hatte jemand gelacht!

Ich trat einen Schritt zurück und drehte mich.

Es war niemand zu sehen. Nach wie vor befand ich mich allein im Raum. Aber das verdammte Lachen war da gewesen.

Ich tastete nach meinem Kreuz. »Lass es, Sinclair, es bringt nichts.«

Es war Asmodis, der im Unsichtbaren läuterte und sich über mich lustig machte.

Die Tür zum Bad schwang nach außen, und Asmodis trat über die

Schwelle. Diesmal begleitete ihn eine stinkende Wolke. Er musste sich manchmal kindisch benehmen.

Vor mir blieb er stehen. Diesmal trug er einen schwarzen Anzug und sah aus wie ein Totengräber. Sein Gesicht zeigte sich in einer Scheußlichkeit, die er so liebte und mich anwiderte. Es war ein rotes Dreiecksgesicht mit spitzem Kinn, einem breiten, mit Stiftzähnen gefüllten Maul und bösen, düsteren Augen, aus deren leichte Rauchfinger stiegen und sich kräuselten.

»Du hast die erste Schlacht verloren, Sinclair!« Seine Worte waren von einem Zischen begleitet. Vielleicht sollte es seine Wut anzeigen.

»Man ist schneller gewesen als du. Luzifers Tränenbecher befindet sich nicht in deinem Besitz.«

»Ich weiß. Bist du gekommen, um mir das zu sagen?«

»Auch.«

»Und weiter?«

»Du solltest noch einmal über meinen Plan nachdenken. Wie heißt es bei euch Menschen? Den Teufel mit dem Beelzebub austreiben. Das ist manchmal nicht schlecht. So etwas hat schon oft Erfolg gebracht. Das sollte auch in unserem Fall so sein.«

»Nein!«

»Was heißt das?«

»Ich will es nicht, verdammt noch mal! Ich will mich nicht mit dir verbünden.«

»Das ist schade.«

»Für mich nicht.«

»Aber du bist allein.«

»Ja, ich weiß.«

Asmodis grinste mich an. Ich hätte am liebsten in seine dreieckige Fratze hineingeschlagen und beherrschte mich nur mühsam.

»Du weißt jetzt, wer Isabell Munro tatsächlich ist.«

»Lilith.«

»Ja, die erste Hure!«

»Deine Feindin?«

»Nicht unbedingt, aber ich möchte, dass sie nicht zu stark wird. Der Tränenbecher ich wichtig.«

»Auch für dich, Asmodis. Deshalb schlage ich vor, dass du zu Lilith gehst und ihn dir holst.«

»Das wirst du erledigen.«

»Niemals!«

Er lachte mich aus. »Du wirst noch froh sein, wenn du mit mir zusammenarbeiten kannst und ich dir den Weg weise. Was bisher geschehen ist, ist nichtmehr als der Anfang. Lilith hat den Becher in ihren Besitz gebracht, hörst du?«

»Ich weiß.«

»Sag ja.« Er streckte mir die Hand entgegen, die sich zur Klaue verändert hatte.

»Zieh sie weg, bevor ich darauf spucke.«

Ich hatte Asmodis beleidigt. Er fauchte mich noch einmal an, drehte sich um die eigene Achse, und ich sah dort Feuer in die Höhe steigen, wo er gestanden hatte, dann war er weg.

Nur die stinkende Wolke blieb noch im Zimmer zurück.

Ich hasste diesen Gestank, wollte ihn nicht mehr riechen, und deshalb verließ ich die vier Wände, um mit dem Aufzug nach unten zu fahren. Ich fühlte mich einfach zu durcheinander, und im leeren Zimmer kam ich mir eingeschlossen vor. Deshalb war die Tagesbar mein Ziel.

***

Ein widerlich riechendes Spray, dessen Duft aus den Haaren einer neben mir hockenden silberblonden Frau stieg, widerte mich beinahe so sehr an wie der Gestank des Teufels. Sie hatte sich einfach auf den Hocker gesetzt, in einer bestimmten Art gelächelt, doch ich war nicht in der Stimmung, mich anmachen zu lassen. Ich wollte ihr keinen Drink ausgeben und nicht einmal ein Gespräch beginnen.

»Sie sehen traurig aus«, sagte sie.

»Das bin ich nicht.«

»Glaube ich nicht.«

»Bitte, lassen Sie mich in Ruhe. Ich muss wirklich nachdenken und möchte allein sein.«

Die leicht violett gefärbten Lippen verzog sie zu einem Schmollmund. Dann rutschte sie vom Sitz und stöckelte weiter. Ich schaute ihr nicht einmal nach.

Vor mir stand das Glas mit Bitter Lemon.

Was wollte ich tun – wie ging es weiter?

Der Besuch des Teufels wollte mir nicht aus dem Sinn. Würde es soweit kommen, dass mir nichts anderes übrig blieb, als mich mit ihm zu verbünden? Ich hatte schon mit Dämonen Seite an Seite gekämpft, um gegen andere Dämonen vorzugehen, denn sie waren teilweise einander spinnefeind. Dem Teufel aber konnte ich nicht trauen, der kochte immer noch seine eigene Suppe.

Was aber war die Alternative? Im Leben gibt es immer zwei Seiten – Licht und Schatten. Leider sah ich bisher nur den Schatten, nach dem Licht suchte ich vergeblich. Auf mich allein gestellt und ohne einen Hinweis oder eine Spur sah ich verdammt alt aus.

Trotzdem musste etwas passieren. Es widersprach einfach aller menschlichen Logik, dass nichts geschah. Es passierte immer etwas, und gerade in diesem Fall war durch außergewöhnliche und rätselhafte Umstände einiges in Bewegung geraten.

Zufällig schaute ich den Keeper an. Er blickte sich suchend um und hielt ein tragbares Telefon in der Hand. »Ist hier ein Herr Sinclair, bitte?«

»Ja, ich.«

»Ah so. Moment bitte.« Er kam zu mir. »Ein Anruf für Sie, mein Herr.«

Ich bekam das Telefon und meldete mich.

Es war Kommissar Gericke. »Wo habe ich Sie gerade erwischt, Herr Sinclair?«

»An der Bar.«

»Doch nicht betrunken?«

»Nein, nur sehr nachdenklich.«

»Das ist gut, das ist gut.« Er hörte sich aufgeregt an. »Hören Sie, sitzen Sie gut. Oder stehen Sie?«

»Ich sitze.«

»Toll. Wir haben Harry Stahl!«

Das war ein Ding. Ich zischte wie eine alte Lok. »Verdammt noch mal, wo haben Sie die beiden aufgegabelt?«

»Nur ihn, Herr Sinclair. Und das in seinem Büro. Er saß dort und ging seiner Arbeit nach. Er fragte sogar nach Ihnen.«

»Das ist doch nicht…«

»Es stimmt!« Ich verstand die Welt nicht mehr. Aber ich saß. Es hatte sich nichts geändert, bis eben auf die Nachricht. »Okay, Herr Gericke, ich werde kommen.«

»Das habe ich erwartet…« Für mich gab es von nun an kein Halten mehr. Mit Harry Stahls Auftauchen war die zweite Runde in diesem teuflischen Fall eingeläutet worden …

ENDE des ersten Teils